

Literarische Beilage

311

Streit's Schles. Provinzial-Blättern

Siebentes Stück. Juli 1830.

Dramatische Literatur.

(1829.)

Indem die zahlreichen neuesten Erzeugnisse der dramatischen Muse vor uns aufgehäuft werden, ergreift uns ein Gefühl eigenthümlicher schmerzlicher Wehmuth. Zu welchem Zwecke ist so viel an Talente oder doch wenigstens an Mühe aufgeboten, so viel Zeit verwendet? Je trefflicher dichterische Werke dieser Gattung sind, je sicherer verfehlen sie ihre eigentliche Bestimmung, die Darstellung auf der Bühne; und auf die zwar untergeordnete, aber in Ermangelung anderer Erfolge immer sehr tröstliche Beachtung günstiger empfänglicher Leser, ist auch täglich immer weniger Rechnung zu machen. Wir wollen die alten Klagelieder darüber nicht erneuern, daß die Poesie fast in allen Ländern Europas, von der Scene gegenwärtig gänzlich verbannt ist, um widerlichen peinlichen Criminalfällen, sinn- und geschmacklosen Spektakel, oder albernen Localpossen Platz zu machen. Wir wollen nicht mit schmerzlicher Genauigkeit entwickeln, weshalb die Lesewelt nur nach dem Neuen jagt, lediglich um des Neuen, nicht um des Schönen willen. Wir wollen uns nicht darüber verbreiten, wie Eitelkeit, verbunden mit ganz unfruchtbarer Schöngelüste, besonders bei dem jungen Geschlechte, jedes freudigen lebenskräftigen Genusses am Kunstwerke sich entschlagen, nur um schaler affectirter Lust zum Critisiren Raum zu gewähren, welche sich in auswendig gelernten Gemeinplätzen vornehm und absprechend verbreitet. Wir wenden uns lieber zu der so sehr beeinträchtigten dramatischen Muse selbst, mit der Frage, ob nicht auch sie selbst

einen Theil der Schuld trage, wenn ihr Scepter seine Macht in Deutschland größtentheils verloren? Sie wird diese Anklage nicht abweisen können, denn es ist ihr nachzuweisen, daß sie schon nach ihren ersten Siegen die dramatische Richtung, und mithin auch die theatralische aufgegeben. Göthe erschien um recht eigentlich Schöpfer der deutschen Poesie zu werden, aber seltsam, diesem durchaus für dramatische Dichtungsweise organisirten Genius verdankt das Theater, welches doch immer der Stützpunkt der dramatischen Poesie bleiben muß, nur wenig. Seine eigenen Geständnisse hierüber sind sehr wichtig. Er bekennt (Wahrheit und Dichtung. 30r Bd., p. 266), seine ersten dramatischen Arbeiten seien, der Weltgeschichte angehörend, zu sehr ins Breite gegangen, um bühnenhaft zu sein; seine letzten, dem tiefsten innern Sinn gewidmet, seien allzugroßer Gebundenheit wegen es eben so wenig gewesen. In eine gewisse mittlere Technik habe er sich wohl eingeübt, die etwas Erfreuliches dem Theater hätte verschaffen können; allein nun habe er, — der doch seine ersten unverwelklichen Kränze vornehmlich durch die glückliche zeitgemäße Wahl der Stoffe errungen, — sich im Stoffe vergriffen oder vielmehr ein Stoff, (der des großen Kaphtha) habe seine innere sittliche Natur völlig überwältigt, und dieser sei leider der allerwiderspenstigste gewesen, um dramatisch behandelt zu werden. Nach dem Mißglücken des dadurch entstandenen Werkes hat er nachher das Theater als Dichter ganz aufgegeben. Schillers großes poetisches Talent hatte ursprünglich schon viel weniger die dramatische Richtung; die didactische, die lyrische waren vorherrschender. Wenn indeß seine Schauspiele eine kurze Zeit die Menge vor die Bühne riefen, so ist dieses nicht dem, oft gar nicht einmal nachzuweisenden, dramatischen Effecte dieser Werke, sondern der großen Wirkung, die Schiller im Au-

gemeinen als Dichter hervorbrachte, und der glücklichen durchaus zeitgemäßen Wahl seiner Stoffe zuzuschreiben. Sein Don Carlos z. B. fällt in die Lage, welche Frau von Staël die schönen der Revolution nennt und in welchen ein weniger philosophischer, als philosophirender Philantropismus den Zeitgeist in Deutschland bedingte. Marquis von Posa, der fast angebetete Liebling der damaligen Lese- und Bühnenvelt, hält lange Reden bald wie ein Mitglied der constituirenden Versammlung, bald wie ein deutscher Magister, und das entzückte berauschte Publikum vergaß, daß sie ganz undramatisch seien, über die Freude, daß König Philipp II. sich dergleichen in den Bärt sagen lassen und doch stille halten müsse. Wir stehen keinem Deutschen an Liebe und Bewunderung für Schiller nach, indefs unbeschadet dessen werden wir aussprechen müssen, daß seine große und hoffentlich unsterbliche deutsche Volksthümlichkeit, vornehmlich in seinen Schauspielen, nur durch lyrische, keinesweges aber durch dramatische Effecte begründet worden. Nicht Charactere, nicht Situationen, wie z. B. in Shakspear hervortreten, berauschten in seinen Werken die Nation; ja seine beliebtesten Gestalten, Carlos, Max, Thekla haben beinahe gar keinen Character; die so genannten schönen, das heißt lyrischen oder didactischen Stellen waren es, welche wie Blitze in jedes Gemüth schlugen und die Flammen der Begeisterung entzündeten, die von der Nordsee bis zum Joch der Alpen die Edelsten des Volkes ergriffen und Glanz und belebende Wärme selbst unter der Menge verbreiteten. So hingen unsere beiden größten Dichter ungeachtet ihres dramatischen Berufes und ihrer dramatischen Bestrebungen, doch nur sehr locker mit der Bühne zusammen. Bald kamen Umstände hinzu, das Band der Poesie und des Theaters gänzlich zu lösen. Während von der einen Seite Schillers zahlreiche Nach-

ahmer, nur durch seine lyrischen und didactischen Strahlen geweckt und erwärmt, ihm auch nur in dieser Richtung nachtraten und schöne Stellen zu produciren sich abmühten, wobei sie in ihren Arbeiten das dramatische Element gänzlich vernachlässigten und für die Bühne unbrauchbar wurden, entwickelte sich von der anderen Seite die wissenschaftliche Aesthetik, welche die Wichtigkeit des Theaters für die geistige und sittliche Bildung der bürgerlichen Gesellschaft postulirte und so dessen Ausbildung zum Gegenstande einer sehr ernstern Thätigkeit nahm. Zu dieser Ausbildung gehörten gute Theaterstücke und gute Schauspieler. Die eigentlichen großen Poeten lieferten die ersten nicht; untergeordnete Geister traten daher an ihre Stelle, erfanden die Kunst, auch ohne eigentliche Poesie das Publikum zu rühren und zu erschüttern, natürlich oft durch sehr bedenkliche, oft sogar durch unsittliche Mittel, und Ifflands und Kotzebüs Alleinherrschaft auf der Bühne ward, zum großen Nachtheile der eigentlichen dramatischen Poesie, von der beide, der erste aus Grundsatz, der zweite aus Nachlässigkeit und wegen unsittlicher Richtung, nichts wissen mochten, begründet. Die Menge, welche sich gerade auf der Bildungsstufe befand, die bei allen Nationen das Schauspiel braucht und fordert, war sogleich in Rausch versunken, und wir zweifeln, ob dem unglücklichen Fürsten, den zur nämlichen Zeit die Verbrechen seines verblendeten Volkes aufs Blutgerüst führten, dem edeln, gütigen, beweinenswerthen, so viel Thränen gestossen sind, als der schlüpfrigen Eulalie in Menschenhaß und Neue. Das Theater wurde Sache der Nation und leider war es ein falsches. Wie stellten sich aber die Besten des Volkes zu diesem Unfuge? Es giebt deren nirgend viele, und von diesen wurden manche durch die großen Schauspieler bestochen, welche selbst den schlechten und schiefen Stücken das bei der Darstel-

lung zu geben verstanden, womit der Dichter sie nicht auszurüsten gewußt, und anderekehrten der Bühne ganz den Rücken und flohen aus der gemeinen Wirklichkeit in die Haine der rein idealen Poesie, um sich dort ein Theater, — denn auch sie brauchten eins, wie eben alle Welt es brauchte, — auf eigene Kosten und nach eigenem Geschmacke zu gründen. Hier begegneten ihnen die großen Schatten Shakspears und Calderons, und während sie dasjenige aus ihren Dichtungen sich aneigneten, welches ewig ist, entging ihrem Enthusiasmus, daß sie auch das an sich zogen, was an den Werken dieser erhabenen Dichter nur ihrer Zeit angehörte und mit den Erfordernissen der heutigen Bühne nie zu vereinigen war. Da sie aber auf diese Weise ganz mit dem Theater zerfallen mußten, das sich, seiner Natur nach, den Ansprüchen des Zeitalters genau anpaßt, brauchten sie auch an keine Deconomie der Bühne sich mehr zu kehren, ihre Phantasie kannte keine Schranken mehr. Ihre Lösung war:

Wunderbare Märchenwelt,
Die den Sinn gefangen hält
Steig auf in der alten Pracht.

So entstand in Deutschland, was die Welt sonst noch nirgend gesehen: ein Drama für die Bühne ohne Poesie: und ein Drama für den Leser mit zuviel Poesie; denn wie Treffliches auch in letzter Richtung zu Anfange unseres Jahrhunderts erschwungen worden, man könnte doch von der Muse dieser romantischen (unaufführbaren) Dramatiker nur sagen:

Der ebne Grund ist ihr zu eng umhügel't,
Im Luftrevier an ihrem Schild gespiegelt,
Erscheint die Welt ein schönes Ungeheuer.

Nach diesen Andeutungen bedarf es nur wenig, um den gegenwärtigen Verfall des deutschen Theaters zu bezeichnen. Das Bühnendrama erschöpfte sich bald in Effecten, denn aus dem unerschöpflichen Reich-

5. Saul, Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach dem Italienischen des Grafen Vittorio Alfieri, von Karl Ludwig von Knebel. Jlménau, bei Voigt. 1829. 8. (15 sgr.)
6. Erste und letzte Liebe. Trauerspiel in drei Acten, von Dr. Wagner. Nürnberg, bei Kiesel und Wiefner. 1829. 8. (10 sgr.)
7. Meister Pilgram. Trauerspiel in vier Aufzügen, von Eduard Dull. Wien, bei Adolph. 1829. 8. (15 sgr.)
8. Der romantische Oedipus. Lustspiel in fünf Acten, von August Grafen von Platen. Stuttgart u. Tübingen, bei Cotta. 1829. 8. (15 sgr.)

B. Von schlesischen Schriftstellern:

1. Rübezahl, ein dramatisches Märchen von Wolfgang Menzel. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1829. 8. (1 Rthl.)
2. Die Tochter der Luft. Eine mythische Tragödie in fünf Acten, nach der Idee des P. Caideron, von Dr. Ernst Naupach. Hamburg, bei Hoffmann u. Campe. 1829. 8. (1 Rthl.)
3. Leonore. Vaterländisches Schauspiel mit Gesang in drei Abtheilungen von Karl v. Holten. Berlin, bei Duncker und Humblot. 1829. 8. (25 sgr.)
4. Dramatische Versuche von C. Fischer, Mitglied der Bühne zu Breslau. Liegnitz, bei Joh. Friedr. Kuhlmeij. 1829. 8. (1 Rthl. 15 sgr.)
5. Dramatische Kleinigkeiten, durch Franz Hermes. Seidenberg im July 1829. 8. (1 Rthl.)

Struensee von Michael Beer, verdient vorzugsweise empfohlen zu werden. Schon in seiner kleinen Tragödie, der Paria, hat der Dichter gezeigt, welche Fülle von Gefühl und Einbildungskraft ihm zu Gebote steht, wie trefflich er die großen Mittel

der deutschen Sprache für wahrhaft poetische Diction zu benutzen weiß. Dieses größere Werk ist ein schöner Beweis von dem Ernste und dem glücklichen Erfolge seines fortgesetzten Strebens. Die Anlage des Gedichtes ist musterhaft, die Characterschilderung fast vollendet zu nennen, die Ausführung läßt kaum etwas zu wünschen übrig, und mit immer wachsendem Interesse, mit immer wärmerem Beifalle, folgen wir dem lebenswürdigen und unglücklichen Helden bis ans blutige Ende seiner Laufbahn. Aber auch hier finden wir das Gefühl der Erhebung, nicht das der Zerknirschung, welches so manches sonst gut geschriebene tragische neuere Werk, dem Leser und Zuschauer verleidet, und der Dichter richtet von Struensee's Blutgerüste unseren Blick nach oben. So weiß er selbst das Grausenhafte, ja Widerliche zu mildern und dichterisch zur würdigen Befriedigung zu verklären. Höchst anziehend ist die Königin Caroline Mathilde. Eine hohe, reine, echt königliche Frau. Bei dem allen fragt es sich, — ob Struensee ein tragischer Character sei? — ob dieser Stoff zur tragischen Behandlung paßt? — Struensee ist lebenswürdig, aber, doch eigentlich schwach und unbesonnen. Er hat Phantasie, aber keine Vernunft. Er hat ein gutes, aber kein großes Herz. Er beginnt Gewaltiges, aber schon der Anfang zeigt seine Unfähigkeit es zu vollenden, und so stürzt er nicht allein sich, sondern auch seine Königin ins Verderben, deren einzige Schuld darin besteht, daß sie die Majestät der alten Krone einem geistreichen, aber unerfahrenen Projectmacher preisgab. Wir können Struensee nur herzlich bedauern, aber ihn bewundern, seine Sache zu der unseren machen, können wir nicht. — Der Stoff selbst liegt der Gegenwart wohl noch zu nahe, um objectiv aufgefasset werden zu können; er ist mehr Intrigue als Handlung, und das muß eine Begebenheit wohl nicht

sein, welche tragisch behandelt werden soll. Das Stück wird dadurch mehr Hof- und Staatsaction als Trauerspiel. Wir können uns daher, obgleich Etruensee in München aufgeführt worden, auch keinen Begriff davon machen, daß er auf der Bühne sich gut ausgenommen, und zweifeln, abgesehen von Nebenrückfichten, welche anderswo schwerlich bei Seite zu setzen sein würden, an der Wahrscheinlichkeit der Darstellung auf anderen Bühnen. Der Freund des Guten und Schönen versäume aber nicht, dieses Werk zu lesen; er wird sich dadurch einen großen Genuß bereiten, und sich des ausgezeichneten jungen Dichters erfreuen, der den Ruhm und die Würde des deutschen Parnasses von neuem bewährt, und zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Alhambra vom Freiherrn von Aussenberg. Von den versprochenen drei Theilen, haben wir erst zwei, der eine ist 490 Seiten lang, der zweite 411; wird aus diesen Zahlen eine Fraktion berechnet, so ergiebt dieß 445, als die muthmaßliche Seitenzahl des bevorstehenden dritten Theiles, wodurch das ganze Werk sich künftig etwa auf 1345 Seiten belaufen und als ein dramatisches Werk sich darstellen wird, einzig in der Literatur aller civilisirten Nationen, nicht seines Gehaltes, sondern seiner Länge wegen. Meint von Aussenberg, daß sich heute zu Tage irgend jemand finden wird, der sich freiwillig zum Lesen dieses tragischen Colosses hergiebt? — Warum nicht? — er verlangt sogar, daß dieses Drama gespielt werde und versichert in der Vorrede, dieß könne sehr füglich geschehen, wenn nur gestrichen wird. — Ob das wohl Ernst ist? — Nicht doch, dieses ganze dickleibige Alhambra ist nur ein Scherz, der freilich den Verfasser mehr kostet, als ein Scherz es wohl sollte, denn das alles mußte doch geschrieben werden und in Versen obenein. Er rechnet im Ernste

gar nicht einmal auf Leser, denn ein deutscher Cavalier kann unmöglich die Grausamkeit der Zumuthung so weit treiben wollen. Er hat nur den Recensenten dafür, daß sie ihre Nasen in alles stecken, einmal eine Nuß aufspacken wollen an der sie sich die Zähne recht zerbeißen sollen, denn die müssen es ja lesen. Ach ja! — sie müssen, wir haben es an unserem armen Leibe erfahren, was dieses müssen auf sich hat. Als die Königin Isabella von Castilien Granada und darin das wirkliche Alhambra belagerte, machte sie ein Gelübde, nicht eher das Hemde zu wechseln, bis ihre Kreuzesfahne vom Alhambra wehe. Beim heiligen Jago von Compostel! ohne Uebernahme eines Gelübdes wird auch dieses Alhambra des Freiherrn von Aussenberg nicht beseitigt, denn es gehört dazu Kraft von Oben. Man denke sich einmal 1345 Seiten voll Trochäen ohne zu schwindeln. Der Sitz an der Helmstange des Straßburger Münster, oder ein russischer Walzer um den Dom zu Speyer auf der umherlaufenden offenen, geländerlosen Gallerie, sind Spaß dagegen. — Wie gesagt, muthiger Leser, — ohne Gelübde gehts nicht. — Aber was ist denn der Inhalt dieses dramatischen Nammuth? Nun, die letzten Geschicke des spanisch-maurischen Königreiches von Granada. — Ein erhabener Stoff! — ja wohl, — aber kein dramatischer. Wie steht es um die Charactere? Ferdinand von Arragonien, Isabella von Castilien, sind wohlgerathen, besonders zu Anfange, und versprechen mehr, als die Folge leistet. — Aber die Mauern? — sprechen ganze Ströme von Trochäen, während die Spanier sich in Jamben ergießen, es nimmt sich wenn sie mit einander reden curios genug aus. — Aber ihre Helden? — Was Helden! Die handelnden Personen sind nicht einzelne Individuen, sondern ganze Stämme, mit Collectivtugenden und Collectivlastern, die Abenceragen, die Zegriss, die

Almoraden, die Abenamaren, die Gomelez, die Azarfen und noch viele andere. — Aber der Mauernkönig? — Es sind ihrer zwei. Der alte dankt ab, bloß um nicht langweilig zu werden; eine schöne Handlung! — die schönste die im ganzen Buche vorkommt, aber — es war auch Zeit damit. Der zweite Boabdil, ist der geduldigste Prinz von dem wir jemals gehört haben. — Das wäre! — er steht in der wirklichen Geschichte nicht in diesem Rufe. — Wir bleiben bei unserer Behauptung. Seine hochselig geglaubte Frau Mutter kommt mit ihrem höchst miserabel gewordenen Leibzarzte auf einmal wieder zum Vorscheine, erzählt sie habe in einem unterirdischen Kerker verhungern sollen; als ihr aber eben so zu sagen flau geworden, habe sie, — welches Wunder! aus purer Nüchternheit, — eine Vision gehabt, mit der sie, besser als durch Tafelbouillon oder Knochengallert, ihr königliches Dasein gefrisset. Sie erzählt nun, ohne daß ein Mensch danach fragt, ihrem Herrn Sohne die Vision. Diese Erzählung dauert von pag. 235 bis 374 des Buches also 140 Seiten und der wohlgerathene König hört ihr zu, ohne Unterbrechung, ohne irgend eine Erfrischung, ohne auch nur eine Prife zu nehmen — und dies wäre nicht Geduld? — Sonst freilich ist er ein arger Geselle. Was aber recht schön ist, müssen wir doch erwähnen. Die Decorationen. Es sollte ein Schauspielunternehmer vom Stücke nichts geben, als die vorgeschriebene Scenerie. Das würde furor machen. Von der Eroberung von Granada selbst, vom Kampfe der Abenceragen und Zegri u. s. w. lesen wir das Wahre lieber in der Geschichte, das durch Dichtung Verschönerte lieber in Romanzen, denn selbige gewähren die diesem Stoffe allein anpassende dichterische Form. — Will der Leser mehr wissen von Auffenberg's Alhambra? — wohlan, er fasse sich ein Herz, lege ein Gelübde ab — und lese es.

Don Juan und Faust, eine Tragödie von Grabbe. — Don Juan und Faust eine Tragödie: — Curios!! — Wie ist das die ganze Recension? — Ja das ist die ganze Recension. Aber der Verleger versichert, die ganze Literatur zeige kein solch Meisterwerk; es habe Alles, gewaltige Kraft, übersprudelnden Humor, zwar auch Fehler, die seyen aber erst recht genial, kurz man müsse dabei außer sich gerathen vor Bewunderung. — Was ist dabei mehr. — Der Fischer preiset auf dem Markte seine Fische, das Sprichwort sagt aber: „mancher will fischen und krebst.“ Krebse sind zwar kein Lieblingsessen der Herren Verleger, indeß wir gönnen es dem dieser Tragödie, wenn er die feinigen delicat findet, wir müssen aber für die Ehre danken mitzuspeisen.

Kaiser Friedrich Barbarossa von Grabbe, als erster Theil des Tragödien-Cyclus: die Hohenstaufen. Der Dichter zeigt sich allerdings hier in einem günstigeren Lichte und wir wünschen von Herzen, er glaube nicht an das fast beispiellos freche und marktschreierische Lob seines Verlegers und dessen Söldlinge unter dem Recensenten, denn alsdann ist wohl Günstiges von ihm zu erwarten. Die Characterschilderungen in diesem Gedichte sind mitunter trefflich zu nennen, auch die Sprache ist freier von dem Schwulste, der in der Tragödie Don Juan und Faust sich brüstet und welchen der Verleger als Genialität und göttliche Kraft anpreiset, indeß ein schönes, abgerundetes Ganze ist dies Gedicht doch nicht zu nennen. Einzelne Momente ergreifen allerdings, andere sind verfehlt, weniger durch die Schuld des Dichters bei der Behandlung, als bei der Wahl des Stoffes. Das die Hohenstaufen dramatische Charaktere sind, unterliegt wohl keinem Zweifel. Ihre Geschichte in solcher Gesammtheit, als sie unser Verfasser und auch schon ein anderer Dichter vor ihm behandelt, ist indeß

kein Vorwurf fürs Drama, sondern nur für das Epos. Da sich indeß ein solches Hohenstaufenlied in der deutschen Nation bisher nicht gebildet hat, und jetzt die Zeit zur Gestaltung eines solchen sich nicht mehr günstig darbietet, so scheint es, daß die Geschichtsschreibung, durch wahrhafte, aber geistreiche und großartig einfache Darstellung der gewaltigen und tragischen Ereignisse dieses Herrscherhauses, die größte und tiefste Wirkung bei uns hervorbringe. — Man vergleiche z. B. die Beschreibung des Reichsfestes in Mainz in Raumers Geschichte der Hohenstaufen, mit der kümmerlichen Gestalt, die unser Dichter ihm in seiner Darstellung nur hat geben können. Die Schuld ist nicht die seines Talentes, sondern der Unmöglichkeit, diese gigantische Herrlichkeit in die engen Grenzen dramatischer Form zu passen, und diese Bemerkung gilt so ziemlich von Allem in diesem Gedichte, welches aus den Schranken des Zwiegesprächs in die Fülle der Völkerbewegung hervorritt. Nationen sind keine Personen fürs Drama, dieses hält sich ans Individuum und vermag nur mit diesem auf Herz und Verstand des Lesers oder Zuschauers einzuwirken.

Saul von Alfieri, übersetzt von C. F. v. Knebel, ist in Weimar auf dem Hoftheater dargestellt. Es wäre überflüssig hier Alfieri noch characterisiren zu wollen, denn seine Größe und seine Mängel sind in allgemeiner Anerkennung längst festgestellt. Diese Uebersetzung seines Saul ist vortrefflich. Schwerlich indeß wird dieses Werk auf der Bühne sich einbürgern.

Erste und letzte Liebe von Dr. Wagner. Ein bürgerliches Trauerspiel. Diese Erscheinungen werden selten. Der Verf. versichert, er habe Emilia Galotti nicht nachahmen wollen, denn das, meint er, würde thöricht und fruchtlos sein und dennoch — ist sein Stück nur ein schwacher und noch dazu

dumpher Nachhall von Lessings Meisterwerk. Alle Personen desselben finden sich auch hier vor, aber leider, entweder durch Sentimentalität verwässert oder durch niedrige Leidenschaft verbittert. Der Prinz ist hier zu einem süßlichen nüchternen Landcavalier herabgesunken, der sich in eine Landpredigertochter incognito, in den edelsten, nach den Umständen aber etwas pinselhaften Absichten, verliebt hat, welche die Gräfin, — die hier nicht Orsina, sondern Sternberg heißt, — vergiftet. — Was ist diese Gräfin gegen ihr Lessingsches Vorbild; ein durchaus widerliches, Abscheu erregendes Geschöpf, ohne eine Spur von Würde und weiblicher Zärtlichkeit; nichts als ein Gefäß voll gemeiner Wuth und unedler Begierde. — Ein solches Weib kann nie die Theilnahme, am wenigsten die Freundschaft des Prinzen erworben haben und wäre er auch so nüchtern und so nichtig, als dieser Emil. Köschen, die Geliebte des Prinzen steht neben Emilia Galotti, wie ein Gänseblümchen neben einer Lilie; ihr Vater, der Prediger, ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung, und Marinelli? — ja er ist auch dabei, als Kammerherr von Verandi, aber — er bedeutet gar nichts. Dieses Stück ist auch in Weimar gespielt. Die Bühne aber hat an demselben keinen Gewinn gemacht, denn es hat eben so wenig theatralische Wirkung, als — Poesie.

Meister Pilgram von Eduard Duller, ist in Wien gespielt, möchte aber wohl schwerlich irgendwo sonst auf die Bühne kommen. Höchstens in jener Kaiserstadt kann dieses, sonst verfehlte Produkt, einiges Localinteresse gewähren. Es handelt sich nämlich um den Bau des Stephansturmes, und Meister Pilgram, der Baumeister, ist eben damit fertig geworden. Sein Geselle verliebte sich in seine Tochter, der Alte empfängt seine Werbung mit dem Hohne, daß er ihn zum Schwiegersohne annehme, wenn er, der Geselle, den zweiten, damals

nur noch projectirten und heute noch unvollendeten Thurm an der Stephanskirche baue. Der Geselle übernimmt es und der Teufel, in der Gestalt eines Altgesellen will ihm helfen, wenn er so lange der Bau dauert, nur nicht bete. Der junge Baumeister geht das ein und der Bau rückt so wunderbar vor, daß der alte Pilgram im engsten Sinne des Wortes vor Reid stirbt. Ein eben so undichterischer, als untragischer Ausgang. Als aber die Tochter den alten Pilgram begraben läßt, wird dem jungen Baumeister die Sünde leid. Er klettert auf das Baugerüste, betet und stürzt mit dem zusammenbrechenden Gerüste zu Boden. Daß er den Hals gebrochen, versteht sich von selbst, vermuthlich auch, daß der Teufel ohne seine Seele abfahren muß. — Was soll das? — Dergleichen sind tragische Frazzen, nicht tragische Larven und diese ganz falsche, der Vernunft und dem guten Geschmacke gleich fremde Teufelspukmanier, welche zum Glücke täglich jämmerlicher wird, verdient die Geißel, welche geschwungen wird in

dem romantischen Oedipus des Grafen von Platen, denn was auch über dieses Lustspiel von denen, welche es verwundet, geifert worden, es trifft manche falsche und verkehrte Richtungen unserer Zeit mit dem Stachel der Wahrheit. Leider aber ist der Quell, aus dem der sonst wahrhaft hochbegabte Dichter für dieses Werk sich begeistert hat, nicht der castalische gewesen, aus dem auch Aristophanes getrunken, sondern die eigene Galle, und so müssen wir mit aufrichtigem Bedauern darin dem angegriffenen Immermann in seiner Gegenwehr, — dem im Irrgarten der Metrik sich tummelnden Cavaller, einem sonst schwachen Producte, — recht geben, daß, ungeachtet aller Vollendung in der Form, solche Bestrebung doch nur zum Parth mit der eisernen Stirne führe und für ein

solches Ziel hat der Gott, welcher an der Wiege des Grafen gelächelt, ihn nicht bestimmt. Wenn er selbst sich über seinen rein subjectiven Ingrimm erheben will, so wird er sich manche Schmäbung ehrenwerther und selbst verdienstvoller Personen und manche arge Uebertreibungen gewiß selbst nicht vergeben und wird erkennen, daß wohl die Satyre, niemals aber das Pasquil die Unsterblichkeit gewinnt. Graf Platen gefällt sich augenscheinlich darin, den Lord Byron, — nicht in der Dichtung, — sondern in seiner Stellung zum Publikum nachzuahmen. Dieselbe vornehme naserümpfende Verächtlichkeit gegen die Welt, weil sie noch andere Geschäfte abzuthun hat, als den erhabenen Mißvergünstigen anzubeten; daher auch der Haß gegen Berlin, wo der Graf am wenigsten bisher gewürdigt worden und wo eine, freilich nicht durchaus zu billigende Geschmacksrichtung eine Opposition gegen seine Kunsttendenzen am lebhaftesten unterhält. Der Graf wird aber Berlin nicht dadurch mit Sturm erobern, wenn er den Verstand, als exilirt aus jener Hauptstadt darstellt, und wenn Lord Byron allerdings furchtbar mit seinen literarischen Feinden in seinem English bards, and Scotch reviewers umgegangen ist, so hat er doch immer nur dadurch den glänzenden Sieg über sie ersochten, daß er mit und gleich nach dieser Streitschrift freie acht poetische Meisterwerke erscheinen ließ, welche die Behauptung seines überlegenen Genius bewährten. Will Graf Platen seinen Platz behaupten, so ist es unerläßlich, daß auch er nun solche Werke ans Licht gebe, zu welchen ihm seine Gegner, gewiß mit Unrecht, die Fähigkeit absprechen. Es müssen aber wirkliche Dichterwerke sein, nicht meisterhafte poetische Exercitien, wie wir, selbst mit Einschluß der höchst ausgezeichneten verhängnißvollen Gabel, (die wenigstens fünf Jahre zu spät

kam, um das Publikum über Müllners falsche Richtung zu enttäuschen) bisher nur von ihm besitzen.

Unter den Gaben der schlesischen Schriftsteller verdient den ersten Platz

Rübezahl von Wolfgang Menzel, ein dramatisches Märchen, welches überall einzelne ausgezeichnete Schönheiten zeigt und die Gabe des Dichters, romantische Gegenstände humoristisch oder besser gesagt ironisch zu behandeln, bewährt. Er steht darin aber hinter seinem Vorbilde, dem Verf. des gestiefelten Katers und des Prinzen Zerbino, daß die Absicht seiner launigen Ausfälle nicht klar ist. Wir wenigstens können nicht behaupten, erkannt zu haben, was denn eigentlich mit diesem Rübezahl im Allgemeinen und mit vielen einzelnen komischen Partien gemeint sei? Wir sind nur durch die rein romantischen und namentlich durch die ungemein schönen lyrischen Partien gefesselt worden.

Die Tochter der Luft von Raupach hat die Idee Calderons nicht erniedrigt oder entstellt, der Dichter hat die Größe seines bewunderungswürdigen Vorbildes wohl gefaßt, und wenn er auch in der Anordnung seines Wertes weit von der des Spaniers abgewichen ist, so ist Semiramis doch die wahre Tochter der Luft geblieben, und wir glauben, daß die Wirkung dieses Stückes auf der Bühne, freilich nur bei durchaus trefflicher Darstellung, eine sehr große sein muß. Aber auch den Leser wird eine treffliche Sprache erfreuen, wie solche denn freilich Raupach überall in seiner Gewalt hat, und nirgends wird er auf Längen stoßen, welche das rege Interesse abspannen.

Lenore von Karl von Holtei ist so viel besprochen worden, daß wir unsere bescheidene Meinung wohl zurückhalten könnten, indeß sie soll nicht fehlen, und so gestehen wir, daß wir in den lauten Beifall, den dieses Drama, vornehmlich auf der

Bühne gefunden, nicht einstimmen können. Schon die Wahl des Stoffes scheint uns bedenklich. Bürger's Lenore ist so durchaus Ballade, daß ihre Behandlung als Drama sich mit der poetischen Grundidee nirgends in Einklang bringen läßt. An v. Holtei ist oft gelobt, wie geschickt er alle die Fehler zu vermeiden gewußt, welche bei solchem Unternehmen, ein erzählendes Gedicht in ein Schauspiel umzuwandeln, von anderen begangen worden, und in der That, er darf dieses Lob annehmen. Er hat sich nicht bloß mit der Poestie beholfen welche das Original darbot und die für ein Drama nicht paßte, sondern er hat die Grundidee Bürger's nur als Gerüst erwählt, um sie mit seinem eignen dichterischen Vermögen für die Scene auszustatten. Aber, wie gesagt, auch diese Grundidee ist nicht dramatisch, weil sie ein bloßes Leiden und hilfloses Erliegen, nicht aber ein freies Handeln, und ein, im rüstigen Kampfe Besiegtwerden, aufstellt. Lenore, in Bürger's unübertroffener Ballade, ist vom Dichter bestimmt, nur wie ein schauerliches Traumgebilde an uns vorüberzuschweben, und so wird dem höheren Gefühle nicht Zeit gewährt, dem an und für sich abstoßenden Eindrucke sich hinzugeben, daß die Heldin des Gedichtes nur ein schwaches, von rohen Leidenschaften unterjochtes Geschöpf, ohne Glauben und innere Erhebung sey. Was aber in einem Liede der eigenthümlichen Gemüthsrichtung eines Dichters nachgesehen werden kann, findet nirgends seine Rechtfertigung oder auch nur Entschuldigung im Drama. Indem von Holtei die traurige Slavinn rein irdischer Triebe aus den Nebeln des phantastischen Traumes herabzieht und sie auf der Bühne vor unseren Augen gleichsam fixirt, wird sie uns in allen ihren Schwächen kenntlich, und unser sittliches Gefühl wendet sich von ihr ab. Von Holtei's Lenore ist nicht gegen die guten Sit-

ten, aber sie ist unsittlich, denn nur die Gewalt des unfreien Triebes, nicht der freie Glaube an das Ewige, Unveräußerliche im Menschen, der ihn über die Anfechtungen irdischer Geschicke und Trübsale erhebt, schürzt und löset die Knoten dieses Trauerspiels. Wilhelm ferner, kann er Anspruch machen auf Billigung und Achtung? Er ist ein Jahr getrennt von der Geliebten, welcher er sich auf Leben und Tod verschworen und — hat ihr nicht geschrieben, hat sie beinahe vergessen, ist auf dem Punkte sich so gänzlich in den Schlingen einer Sirene zu verwirren, daß er des Verrathes an König und Vaterland durch dieselbe für fähig erachtet wird, und ein alter redlicher aber roher Diener muß gewaltsam das fast erloschene Bild Lenorens ihn wieder hervorrufen, um ihn vor Begehung einer Niederträchtigkeit zu bewahren. — Wenn es Dinge unter dem Monde geben sollte, von welchen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt, hat solch ein Geschöpf, wie dieser leichtsinnige, niedrig leidenschaftliche Wilhelm den Anspruch darauf erworben, die eiserne Decke der Gräber zu sprengen und, wie Cäsar, wenn er seinen Mörder nach Philippi bescheidet, als ein blutiger Schatten in das kalte Mondlicht hinaus zu treten, um den seinem Genuße durch den Tod unterschlagenen Gegenstand seiner Begierden zu sich hinüberzurufen? — Gewiß nicht. Wenn das dichterische Reich der Gespenster und Dämonen solchen Ansprüchen sich aufthut, so verschließe eine unerbittliche Critik es mit dem Siegel Salomonis, das allen Zaubermächten widersteht, denn es hat sich zu gemeinem Spuck und unbedeutendem Schauergetändel, das nur zum kurzen Reizmittel der Erschlaffung dienen kann, entwürdigt. Nicht minder unbefriedigend, ja durchaus abstoßend, sind die Väter der beiden Liebenden, der Major Freiherr v. Starzow und Pastor Bürger. Daß es solche von wahr-

haft unritterlichem nicht Adels-, sondern Krautjun-
 terdümel angeschwellte Landedelleute gegeben, mag
 nicht bezweifelt werden. Sie sind aber kein Gegen-
 stand für die Poese, und wenn diese dergleichen
 Charaktere braucht, so darf von ihr gefordert wer-
 den, daß sie dieselben, nicht in ihrer gemeinen Wi-
 derlichkeit hinstelle, sondern sie wenigstens mit Würde
 bekleide, damit sie nur durch unsere Mißbilligung
 betroffen werden, nicht aber Eckel erregen. Was
 den Pastor Bürger anbetrifft, so sind wir weit ent-
 fernt, gewisse weiche, süßliche, nachsichtige Ißland-
 sche und Rozebuesche Väter, als Musterbilder für
 solche Charaktere aufzustellen. Dieser Pastor wird
 aber wegen des Herzeleid, welches ihm seine Toch-
 ter verursacht, unser Mitleid nicht in Anspruch neh-
 men dürfen, denn er hat nichts gethan um durch
 edle Milde, durch die erhebende und tröstende Au-
 sprache einer väterlichen Zärtlichkeit, durch den hei-
 lenden Balsam geistlicher Belehrung, die verkehrte
 Richtung seiner Tochter auf das Rechte und Sitt-
 liche zurückzuführen. Er stellt ihrer Verirrung schroffe
 und rohe Strenge entgegen. Mit ungeschickten Hän-
 den reißt er in die verstimmten Seiten ihres Ge-
 fühls, und verhöhnt durch unchristliche Gewalt, in-
 dem er sein Kind durch tyrannischen Zwang mit ei-
 nem Strohmanne vermählen will, der nur da ist,
 um geheirathet zu werden, das Christenthum von
 dem seine Lippe überfließt. Pastor Bürger ist nicht
 nur ein tadelnswerther Vater, er ist ein pflichtver-
 gessener Seelsorger, denn nur allein weil er die Seele
 seines eigenen Kindes durchaus unbesorgt gelassen,
 muß sie dahin fahren. Die beste Gestalt im gan-
 zen Stücke ist der wackere Wallheim, an dem wir
 nichts zu tadeln wüßten, und den wir auch von Nach-
 ahmung des Paul Werner in Lessings Minna
 von Barnhelm gänzlich freisprechen. Nächstdem ist
 die Gräfin zu loben. Die Ausführung des Schau-

spiteles scheint uns nicht viel glücklicher, als die Anlage. So sehr einige Lieder anprechen, so belebt der Dialog an vielen Stellen auch ist, so hören wir von Lenoren doch kein Wort, das auf edle Tiefs des Gefühls oder Reichthum der Gedanken einen Schluß erlaubte. Wir wissen nicht ob sie einfältig oder klug, reich oder arm an Phantastie und Geist, feurig oder sanft, eigensinnig oder lenksam sei, wir bemerken nichts, als daß sie verliebt ist. Ihrem Wahnsinne selbst fehlt alle Poesie. Sie sagt darin, was jede andere Irre auch sagen kann. Das ist nicht der Wahnsinn Opheliens, der durch die Seele schneidet. Er erinnert nur an eine gewisse Caricatur des schelmischen Sheridan, die Tilburnia in seiner Farce *The Critic or a Tragedy rehearsed*, in welcher er den poesielosen Theaterwahnsinn beissend und mit gewöhnlichem Glücke parodirt. Selbst die Anordnung und Eintheilung der Lenore ist eigen, und kaum zu billigen. Die drei Abtheilungen sind nicht drei Acte eines Ganzen, weil die Einheit der Handlung fehlt und auch nicht drei besondere Stücke, weil die Handlung jeder einzelnen Abtheilung sich nicht in ihr abschließt. Das Stück giebt sich dadurch in der Gestalt einer gewissen Zerstücktheit, mit welcher sich die Ansicht schwerlich versöhnen kann, — welche das Drama als ein in allen seinen Theilen harmonisch abgerundetes Ganze verlangt. Wodurch gewann aber v. Holteis Lenore auch den Beifall nicht bloß der Menge, sondern auch vieler Bessern? Durch den ächt vaterländischen Hauch, durch die lebhaft hervorgerufene Erinnerung an Friedrichs große Zeit, und wir sind nicht die Letzten, welche dafür v. Holtei unsern Beifall spenden. Indes — das ist nur Colorit, Effect. Das Kunstwerk bedarf zur Vollendung aber nicht bloß diese, sondern vornehmlich Zeichnung, Anordnung und dichterischen Gehalt. Wer zweifelt,

daß v. Holtei Besseres, ja das Beste erschwingen könne. Er wolle es nur.

Die dramatischen Versuche von Fischer bestätigen eine schon gemachte Bemerkung, daß hier in Schlesien noch die Zeit Webersche, ja sogar Spießsche Manier, das Mittelalter zu behandeln, sich, wie in einer letzten Schanze, gegen die Angriffe des neueren Zeitgeistes zu behaupten sucht. Das Publikum findet aber hier so wenig mehr Geschmack an dieser Manier, als anderswo und so wollen wir Fischer nur darauf aufmerksam machen, daß seine Versuche zur Zeit Ditto des Schützen wahrscheinlich lebhaften Beifall gefunden hätten, heute aber um dreißig Jahre zu spät kommen. Dagegen kommen die dramatischen Kleinigkeiten von Hermes zu früh, nicht eben fürs Publikum, es wird von ihnen keine Kenntniß nehmen, sondern für den Verfasser, da ihm die Vorstudien für dramatische Dichtung noch gänzlich abzugehen scheinen.

Schweizerreisen. 1829 — 1830.

A. von schlesischen Schriftstellern.

1. Reisen mehrerer Schlesier in die Alpen der Schweiz und Tyrols in Briefen des Grafen v. P. Breslau bei Uderholz. 1830. 8. 181 S. (1 Nthlr.)

B. von nicht schlesischen Schriftstellern:

1. Wanderungen durch die Rhätischen Alpen. Zürich bei Drell, Füßli und Comp. 1829. 231 S. 8. (20 Sgr.)
2. Wilhelmi, Zeichnungen nach der Natur. Leipzig bei Kleins. 1829. 244 S. 8. (20 Sgr.)
3. Hirzel-Escher, Wanderungen in weniger besuchte Alpengegenden der Schweiz. Zürich bei Drell, Füßli und Comp. 1829. 168 S. 8. (20 Sgr.)

A. 1. In welchem Jahre die Reise unternommen wurde, hat der Verfasser zu verschweigen für gut

befunden; manche Angaben von Personen und Dingen, die entweder gegenwärtig nicht mehr oder anders sind, lassen indeß schließen, daß sie um 1820 statt fand. Die Reisegesellschaft, aus einer Familie und einigen Freunden bestehend, machte sich zu Anfang Juli auf den Weg und kehrte nach $4\frac{1}{2}$ Monaten, in der Mitte Novembers, zurück. Der Verf. schildert hauptsächlich Naturmerkwürdigkeiten, nimmt auch Gegenstände der Kunst auf, berührt zuweilen das Geschichtliche und den Landbau; beachtet jedoch weniger den Menschen nach seiner Außenseite, in Sitten und Lebensweise.

Der erste Brief beginnt mit der Stadt und Gegend von Liegnitz. Hier sowohl, wie auf der Straße nach Baugen kommen Erinnerungen aus dem Kriege von 1813 vor. Dresden, dessen vorzüglichste Gebäude, das grüne Gewölbe, die Gemäldesammlung u. s. w., sind kurz abgehandelt, eben so die Umgebungen, der Plauensche Grund, Tharand, Pillnitz. Die weitere Reise geht durch Leipzig, Weißenfels, Naumburg, wo besonders des schönen Unstruthals und mehrerer Burgen erwähnt wird, nach Weimar, Erfurt, Gotha. Eisenach und die Wartburg ziehen die Reisenden an; in den nahen Bergen soll dort der Muffon, das Urschaaf (?), unter zahlreichen Hirschen und Rehen weiden. Ueber Fulda, Frankfurt und Mainz findet man das schon Bekannte. Von der letztgenannten Stadt aus fährt die Gesellschaft zu Schiffe, indem sie an einigen Punkten landet und verweilt, bis Bonn, dann zu Wagen am linken Ufer des Rheins zurück bis Coblenz; besucht die Badeorte Ems, Schwalbach, Wiesbaden; wendet sich südlich über Darmstadt, Heidelberg, Straßburg nach Freiburg, darauf durch seitner besuchte Thelle des Schwarzwaldes, die wegen der überraschenden Ausichten auf die Alpen, auf das Schwabenland und seine Bergfesten, vorzüglich herausgehoben sind,

gen Konstanz und Schaffhausen. Der Verf. zeichnet auf diesem Zuge die Natur meist richtig; nur läßt ihn die Begeisterung auf einem Standpunkte bei Engen, vom Fuß des Sentis bis zum Bodensee, in einer Entfernung von 8 bis 10 Meilen, Obstgärten unterscheiden, so auch die Schneeberge jetzt und fernerhin zu oft im rosenfarbenen Lichte sehen. Das, was über Zürich berichtet wird, giebt kein anmuthiges Bild von dieser Stadt, die, ungeachtet mancher engen und unebenen Straßen, doch eine der reizendsten in der Schweiz ist. Auf der Brücke über die Limath, von der Kirchhofsterrasse, vom Schlöfli nimmt sie sich herrlich aus. Zur Bergreise wohl gerüstet, besteigen unsere Reisenden von Rütznacht den Rigi und genießen bei klarem Himmel der unbeschreiblichen Aussicht. Der Goldaner Bergsturz, Stanzstadt, Luzern und andere Orte am Vierwaldstädter See, das Entlibuch und Emmenthal sind gut dargestellt. Dagegen erfährt man von Hofwyl und dem berühmten Anstalten des von Felsenberg sehr wenig. Die in den obern Klassen eingetretenen Ferien entschuldigen nicht ganz; denn Wehrli's Schule und das landwirthschaftliche Getriebe sind immer im Gange. Der Münster in Bern, die zierlichen Häuser dieser Stadt, welche durchgängig aus hellgrauem Sandsteine gebaut und ohne Anstrich sind, die Wohlhabenheit und Regsamkeit der Einwohner, sind unbeachtet geblieben; allein der Bären, die man im Stadtgraben unterhält, wird ausführlich erwähnt.

Die Wanderungen im Berner Oberlande, durch Thun, Interlocken, Brienz, Meyringen, Gründelwald über die Scheidegg und Wengeralp in das Lauterbrunnenthal, gehören zu den gelungenen Stellen des Buches. Von Neufchatel aus kommt der Verf. nach Yverdon, findet die dortige Anstalt im Verfall, sieht in einer Singstunde Knaben und Mädchen vereint, bemerkt einige Nebensachen und

läßt Pestalozzi's Hauptbestrebungen ganz außer Acht. Nun geht es über Lausanne zu den reizenden Ufern des Genfer-Sees nach St. Maurice, dem malerisch gelegenen Grenzorte von Wallis, dann bei dem Wasserfall Pissevache, der hier zu erhaben dargestellt wird, bis Martigny. Wegen des schlechten Wetters gab man den Plan über den Col de Balme nach Chamouni auf und nahm die entgegengesetzte Richtung, durch das Rhonethal zur Simplonstrafe. In dem schlechten Dorfe Simpein, gegen 5000 F. hoch, finden unsere Schlesier einen sehr gut eingerichteten Gasthof, wo ihnen auf 8 Schüsseln unter anderm Bärenschinken, Gamsbraten, Forellen, ferner zum Desert Blanchen, „hochreife“ Weintrauben und vortrefflicher Wein, „in gemalten Zimmern“ aufgetischt wurden.

Der Langensee mit den Boromäischen Inseln, die von hier majestätisch erscheinende Kette der Alpen, im Vordergrund der hohe Montrosa, der Comer-See, liefern reichen Stoff zu Naturbildern. In Mailand hat sich der Verf. ziemlich genau umgesehen; nur wäre zu berichtigen, daß das, hinter dem Hochaltar in der Domkirche befindliche Kunstwerk, der Apostel Bartholomäus, kein Gemälde, sondern eine Marmorbildsäule ist.

Zu Ende Septembers langten die Reisenden in Genua an. Die Beschreibung der schönen Stadt (der Italiener nennt sie Genova superba) und Gegend erweckten im Recensenten angenehme Rückertingerungen. Von hier kehrt die Gesellschaft um und geht über Mailand, Brescia, das alterthümliche Verona in das Etschthal. Bevor der Verf. Italien verläßt, wirft er noch einige Blicke auf die Einwohner, die ihm nur von der Schattenseite erscheinen. Nach des Rec. Erfahrung findet sich in dem Urtheile manches Uebertriebene. Das Volk in den großen Städten und an den Heerstraßen ist ausgeartet; doch entjert von diesen, zeigt es sich viel besser.

Das an Naturschönheiten, an Wein und Obst reiche Tyrol entzückt, labt und stärkt unsere Reisenden, nach dessen Bergen sie sich schon längst gesehnt hatten. Ein Seitenweg, den sie an den Fuß des Ortlers einschlugen, wo sie diesen Riesengletscher mit seinen Felsenwänden, Zacken und Gletschern, von den Nebenbergen unbedeckt, in der Nähe anstauten, ist bemerkenswerth. In Innsbruck weilten sie einige Zeit, weil einer ihrer Gefährten krank wurde. Bei München wird man deutlich gewahr, daß die Reise nicht in die neueste Zeit fällt; denn von dem Innern der Glyptothek, von der höchst ausgezeichneten Boissiereschen Gemäldesammlung in Schleißheim ist keine Rede. Das Ende der Reise über Regensburg und Prag enthält bekannte, oft abgehandelte Gegenstände.

Obgleich die vorliegende Reisebeschreibung nur als ein Unriß zu betrachten ist, in dem es da und dort Lücken giebt; obschon darin zuweilen das Unbedeutende dem Wichtigeren vorgezogen wird, so kann sie dennoch einem Reisenden nach der Schweiz, Oberitalien und Tyrol, wegen der gedrängten Uebersicht des Sehenswürdigsten, empfohlen werden. Auch würde sie eine angenehme Unterhaltung gewähren, wenn sich der Verf. einer bessern Schreibart bedient hätte; allein lange, vielgliedrige, durch falsche Ausdrücke und Unterscheidungszeichen unverständlich gemachte Perioden wirken oft störend ein. Das Verzeichniß der Druckfehler füllt nahe an drei Seiten und fast noch einmal so viele ließ man unvermerkt. Die Entfernung vom Druckorte dient in solchen Fällen gemeiniglich zur Entschuldigung; ist denn aber der Herausgeber nicht verpflichtet für eine deutliche Handschrift und genaue Korrektur zu sorgen? Sogar unter den Verbesserungen finden sich noch Fehler z. B. Klyptothek statt Glyptothek. S. 39 liest man: „Der Ton der gedämpften Hörner und andere Blas-Instrumente, denen diese Künstler, (Mit-

glieder der Kapelle des Großherzogs von Darmstadt) selten Wohlklänge entlockten, hallten weit in die Mond- und Sternhelle Nacht hinüber und schien uns wahre Sphärenmusik zu seyn. Von diesen himmlischen Tönen in süße Träume eingelullt, verließen wir nach kurzer Nachtruhe unser Lager.“ — Die Ansicht des Drtlers in Steindruck ist nicht sonderlich gelungen.

B. 1. Enthält die Ergebnisse vieler Reisen in Graubünden. Zwei, seit 1821 fahrbare Straßen über den Bernhardin und Splügen verbinden hier Deutschland mit Italien und ziehen weit mehr Reisende als früher in den Kanton, denen dieses Buch zum Führer dienen soll. Einige Kapitel handeln von den Bewohnern, die sich als Ueberreste mehrerer alten Völker in Kleidung, Charakter, Sitten, Sprache und Religion von einander unterscheiden. Man erfährt hierüber, so wie über die Natur des Landes viel Neues; nur wird Manches zu breit behandelt. In den besonderen Notizen und Rathschlägen findet man die Entfernung von Chur nach den größeren Städten in der Schweiz, Frankreich, Italien und Deutschland, den Postenlauf, Bemerkungen über die beiden Hauptstraßen, über Seitenwanderungen, Mauthämter und die Reisezeit. Auf einer sauber gezeichneten Karte ist der Grundriß der Poststraßen von Chur bis Bellinzona.

2. Der Verf. giebt in einer lebendigen und zierlichen Sprache die Beschreibung einer Reise durch die besuchtesten Gegenden der Schweiz. Besonders lesenswerth sind die Schilderungen des Chamouni-Thals am Fuße des Montblanc, des Walliser Landes, der warmen Bäder von Leuck, des Uebergangs über die Gemmi. Eingestreute botanische Nachrichten, kommen hier dem Freunde der Naturgeschichte erwünscht. Das Leben und Treiben der Reisenden fast aller europäischen Nationen ist mit lebhaften Farben gezeichnet.

3. Sind zwei Reisen, welche ein Züricher 1822 nach dem Montrosa und das folgende Jahr auf einige Gebirgsstöcke der Kantone Schwyz und Glarus unternahm. Erstere geht über die Grimsel nach dem Rhonegletscher, ins Wallis, durch das Ripsz und Saasthal, den Montemoro nach Macugnaga, von wo der Montrosa schönere Ansichten als der Montblanc darbietet. Man erhält durch den Reisenden Nachrichten von einem kleinen Gold- und einem sehr ergiebigen Kupferbergwerke bei Alogna an der Südseite des Rosa, welcher überhaupt reich an verschiedenen seltenen Mineralien ist. Der Verf. liefert schätzbare geognostische Berichte über Bestandtheile der Gebirge, ihre Lagerung, über Flußbette, Seen, Thalbildung, Vegetation, Bergbewohner; er bestimmt die nicht betretenen Seitenwege und berichtigt die Fehler in den Landkarten. Seinen Rückzug nimmt er über die höchst gefährlichen Gletscher des Matterhorns und erwähnt des höchsten Forts auf der Erde, Theodule, 10400 F. Seine zweite, oben erwähnte Reise ist minder merkwürdig.

Oekonomische Schriften d. J. 1829.

(Fortsetzung.)

Wir lassen das Werk eines Ausländers folgen, das zwar im Jahre 1826 seinen Anfang genommen, in diesem Jahre aber mit der 7ten Lieferung seine Vollendung erreichen dürfte; wir meinen:

„Londons Encyclopädie der Landwirthschaft, enthaltend die Theorie und Praxis der Taxation, Uebertragung, Anlegung, Verbesserung und Bewirthschaftung des Grundeigenthums etc. Aus d. Engl. mit vielen eingedruckten Abbildungen. Weimar, im Industrie-Compt. gr. 8. 1826. Bis jetzt 6 Hefte.“ 13 Rthl. 15 sgr.

Dieses Werk ist zwar nicht für die gewöhnliche Menge unsrer Landwirthe geeignet, weil der Reichthum seines Inhalts und die Zusammenstellung der

Materien, ohne scharfe kritische Sichtung sie in der Anwendung oft in Verlegenheit setzen dürften. Wenn jedoch daran gelegen, den wissenschaftlichen Umfang seines Gewerbes kennen zu lernen oder eine Veranlassung zu haben, seine erworbenen Kenntnisse mit Prüfung sich zurückzurufen und die Lücken zu erspähen, welche darin stattfinden, so wie diejenigen, welche der Verfasser sich hat zu Schulden kommen lassen, der wird mit Vergnügen täglich ein paar Stunden einige Zeit dem Lesen desselben widmen und gewiß einen reichlichen Nutzen davon erzielen. Daß hier von keiner neuen scharfsinnigen Auffassung der Gesetze der Natur und ihre Anwendung auf das landwirthschaftliche Gewerbe (Theorie) die Rede sein kann, versteht sich von selbst; indeß hat der Verf. das Bekannte doch nicht außer Acht gelassen, wie der zweite Theil des Buches beweiset, wo der Verf. die Landwirthschaft als Wissenschaft betrachtet und von dem Studium des Pflanzen-, Thier- und Mineralreiches in Beziehung auf die Landwirthschaft handelt und in letzter Abtheilung die Wirkung der Wärme, des Lichtes, des Wassers und der Elektrizität auf die Pflanzen in Erwägung zieht, wobei derselbe eine große Belesenheit an den Tag legt. Eben so ist das Buch von den mechanischen Hülfsmitteln und Werkzeugen der Landwirthschaft sehr reichhaltig; ist es auch grade nicht geeignet zur Anfertigung derselben eine hinreichende Anleitung zu geben. Um nicht zu weitläufig zu sein und doch einen Ueberblick der reichhaltigen Lieferung zu geben, will Rezensent nur noch den Inhalt der einzelnen Theile und Bücher kurz anführen.

1r Theil. Ursprung, Fortschritt und gegenwärtiger Zustand der Landwirthschaft unter den verschiedenen Nationen, Regierungen und Klimaten. Erstes Buch. Geschichte der Landwirthschaft unter alten und neuen Nationen. Zweites Buch. Die Landwirthschaft, in wiefern sie unter dem Einfluß

geographischer, physischer, statistischer und politischer Umstände steht.

2r Theil. Die Landwirthschaft als eine Wissenschaft betrachtet. Erstes Buch. Von dem Studium des Pflanzenreichs mit Hinsicht auf die Landwirthschaft. Zweites Buch. Von dem Studium des Thierreichs in Bezug auf die Landwirthschaft. Drittes Buch. Von dem Studium des Mineralreichs und der Atmosphäre in Bezug auf den Ackerbau. Viertes Buch. Von den mechanischen Hilfsmitteln, welche in der Landwirthschaft gebraucht werden. Fünftes Buch. Von den landwirthschaftlichen Arbeiten.

3ter Theil. Die Landwirthschaft, wie sie in Britannien betrieben wird. Erstes Buch. Von der Taxation, dem Ankauf und der Uebertragung des Grundeigenthums. Zweites Buch. Von der Anlage und allgemeinen Einrichtung der Landgüter. Drittes Buch. Von der Verbesserung der Ackerländerei einer Besitzung. Viertes Buch. Von der Bewirthschaftung des Grundeigenthums. Fünftes Buch. Von der Auswahl, dem Pachten und Bewirthschaften der Güter. Sechstes Buch. Von der Cultur der Pachtländerei. Siebentes Buch. Ueber die Vieh- und Milchwirthschaft. (Sehr vollständig, da auch die Heilung der Hauptkrankheiten von jeder Gattung angegeben.)

4ter Theil. Statistik der Landwirthschaft. Erstes Buch. Von dem gegenwärtigen Zustande der Landwirthschaft auf den brittischen Inseln. Zweites Buch. Von den kräftigen Fortschritten der Landwirthschaft auf den brittischen Inseln. Landwirthschaftlicher Kalender, Sachregister.

Recensent ist sicher überzeugt, daß, wer das Buch unter dem oben angegebenen Gesichtspunkte liest, dasselbe gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird.

Mit Vergnügen zeige ich dem landwirthschaftlichen Publikum ein anderes Werk an:

Koppes Unterricht im Ackerbau und in der Viehzucht. Berlin bei Aug. Nücker. 1829. 8. Vorrede XX 286 S. (3 Rthlr. 10 Sgr.)

wovon der 1ste Theil in 3ter Auflage völlig umgearbeitet erschienen ist. Hier ist alles dem Leben entnommen und daher rein erfahrungsmäßig, wahrhaft und überzeugend wiedergegeben, daher man auch mit dem Gegebenen gern zufrieden ist und es vergißt, daß nichts Neues aufgestellt, die Wissenschaft als solche eben nicht weiter vorgerückt werde. Was der Verf. im ersten Buche: „Von den Eigenschaften des Landwirths und den Bestandtheilen des landwirthschaftlichen Gewerbes“ sagt, mögen verständige Gutsbesitzer und Wirthschaftsbeamten recht oft nachlesen, die allgemeinen Regeln zur besseren Benutzung der Arbeitskräfte sich als golden einprägen und ernstlich danach richten; denn groß sind die Summen, welche durch deren Vernachlässigung vergeudet werden. Eben so wichtig und nützlich ist das, was über die Behandlung der Arbeiter gesagt wird, wo ich mich aufrichtig des edlen Sinnes erfreut habe, welchen der Verf. dabei an den Tag legt. Gleichfalls bemüht sich der Verf. im 2ten Buche „Von der Werthschätzung der Ertrag gebenden Grundstücke und anderer Nukungs-Gegenstände“, gründlich und der Natur der Sache entsprechend zu sein; ist letzteres auch, nach meiner Ueberzeugung demselben nicht gelungen, so liegt es nicht sowohl in ihm, als in der ganzen falschen Richtung überhaupt, die man in der Behandlung dieses Gegenstandes eingeschlagen. Man bemüht sich etwas a priori zu bestimmen, was nur durch Erfahrung, mithin auf rein historischem Wege erkannt werden kann und müht sich daher ab, setzt sich in Schweiß, ohne doch im Lichten betrachtet etwas anderes zu thun, als den Sisyphus nachzuahmen. Ohne die beiden Factoren, Kraft

(Thätigkeit, Leben) des Bodens und sein Ernährungs = Vermögen genau zu unterscheiden und aufzufassen, läßt sich gar keine erörternde Wahrscheinlichkeit der Ertragsfähigkeit anstellen und da — abgesehen von der großen Schwierigkeit, die Bestandtheile des Bodens richtig zu erkennen — die Beschaffenheit des letzteren nur das Vermögen mit Wahrscheinlichkeit angiebt, der erstere aber sich noch mehr unseren Blicken entzieht, weil er vorzüglich von der Einwirkung der Atmosphäre und den Pflanzen, welche auf ihn in einer Reihenfolge von Jahren influiren, so wie von der ganzen Behandlung und Mißhandlung abhängt, hier also die genaueste Wechselwirkung statt findet, so ist es einleuchtend, daß der menschliche Geist, der in das Innere der Natur nicht eindringt, hierin nur anmaßend verfährt und die Wahrheit seiner Aussprüche wenigstens nicht anders beweisen kann, als daß er auf die Erfahrung zurückgeht, mithin nur durch Umwege dahin gelangt; wovon er gleich anfangs hätte ausgehen sollen. Nur durch richtige genaue Vermessungs =, lange fortgesetzte Ausfaat =, Erndte =, Ausdrusch =, Heu = und Düngungs = Register &c. können wir zur höchst annähernden Erkenntniß der Nutzensfähigkeit des Bodens und seines wahren Werthes gelangen und wir müssen uns nicht schämen, dieses einzugestehen, weil es doch immer besser ist, spät als gar nicht zur wahren Einsicht einer Sache zu gelangen, auch der Oekonomie es doch nicht besser gehen kann, als es fast allen Erfahrungswissenschaften gegangen ist, die sich lange Zeit in dem Irrsaale der leeren Speculation herumtrieben, ehe und bevor sie auf den allein wahren und sicheren Weg der richtigen und genauen Beobachtung gelangten. Wollte man aber durchaus die wahrscheinliche Ertragsfähigkeit des Bodens schematisiren, so würde es am kürzesten und gründlichsten durch numerarische Angabe der beiden Factoren ge-

schehen und z. B. Kraft 20 und Vermögen 20 die erste Classe geben, das verschiedene Verhältniß zu einander aber verschiedene Stufen darstellen. Uebrigens möge mir der Zweifel nicht verargt werden, den ich über den angenommenen Ertrag der ersten Classen in der aufgeführten Fruchtordnung hege, da meine doch ziemlich reichhaltigen Erfahrungen mich solche glückliche Ergebnisse selten haben auffinden lassen. So belehrend und nützlich endlich das 3te Buch: „Von der Fruchtfolge und Feldereintheilung“ für recht viele sein wird, so bin ich mit demselben doch nicht ganz zufrieden, weil sich eine gründliche Feldereintheilung nur auf die Fruchtbarkeit des Bodens und die Verwerthung der Erzeugnisse basiren läßt und in wiefern sie sehr bedeutend auf die Erhöhung oder Verminderung der Fruchtbarkeit zurückwirkt, sehr selten und schwierig einen Character von Stabilität annehmen kann.

Möge uns der Verfasser recht bald mit der Fortsetzung erfreuen und durch seine gründliche, begreifliche und verständige Darstellungsgabe recht viele weitschweifige und doch wenig belehrende Handbücher entbehrlich machen.

Mittheilungen des Interessantesten und Neuesten aus dem Gebiete der höheren Schaaf- und Wollkunde. Dargestellt von Bernhard Petri. Erster Band. Wien 1829. Bei Schaumburg und Comp. XII. 223. S. (1 Rthlr. 15 Sgr.)

Wie alle Petrische Schriften, enthält auch dieses Werkchen unter vielem bekannten, langweilig vorge tragenem, einiges Gute, das wie Goldkörner aus dem Sande ausgewaschen werden muß. Recensent rechnet unter letzteres die Anregung der Aufmerksamkeit auf die Ausgeglichenheit der verschiedenen, am Körper des Schaafes befindlichen Wollesorten, vermittelt des Dollondschen Cirometers, um daraus das Rück- oder Vorschreiten der Veredlung zu entnehmen, hält es

jedoch für eine bloße Spielerei, die auf dem Schaafse befindliche Wolle in 31 Sorten abzutheilen. Dagegen möchte folgende feststehende Sortirung der Wolle, wenn sich nur Arbeiter zur Verwirklichung finden, wohl passend sein, um den vielen Ungewisheiten in diesem Punkte abzuhelpfen, nämlich:

Nr. Grad Dollond

2	1	—	2	Existirt noch nicht
2	3	—	4½	Kommt auch noch nicht im Handel vor
1.	—	4½	—	6 Supra Electa Wolle.
2.	—	6	—	7½ Electa.
3.	—	7½	—	9 Prima.
4.	—	9	—	10½ Secunda.
5.	—	10½	—	12 Tertia.
6.	—	12	—	13½ Quarta.
7.	—	13½	—	15 Quinta.
8.	—	15	—	16½ Sexta.
9.	—	16½	—	18 Septima.
10.	—	18	—	19½ Octava.

Doch würde Rec. der Meinung des sel. Staatsrath Chaer beitreten, daß es noch besser wäre die halben Grade wegzulassen, da sie für die Erforschung mit bloßem Auge zu schwierig sind.

Was der Verf. ferner über Reinzucht, Inzucht, Auffrischung u. s. w. sagt, sind so bekannte Sachen, daß sie einer neuen Auffrischung hier nicht bedurft hätten. Ob die Stapelhöhe der Negretti von $2\frac{4}{8}$, der Infantados von $2\frac{2}{8}$, der Guadeloupe von $1\frac{7}{8}$, und der Paular-Race von $1\frac{4}{8}$ Zoll so constant sei, um als Unterscheidungszeichen zu gelten, möchte Rec. bezweifeln, da zu viele Nebenumstände darauf einwirken. Sehr richtig ist, daß zu große Anstrengung der Sprungböcke beim Paaren und das Paaren von zu jungen und zu alten Thieren immer höchst schädlich sei und schwächliche, zu vielen Krankheiten geneigte Nachkommenschaft hervorbringe.

(Fortsetzung folgt.)

Entwurf der Grundsätze eines in Breslau zu errichtenden Credit-Vereines, vom Regierungsrath Laar. Breslau b. Fritsch.

So viel auch schon wider papierene Schuld- oder Credit-Scheine und Papier-Geld geschrieben wurde, ist dabei immer nicht genügend beachtet worden, daß aller innere Commerz eines Staates, wenn man ihn geschlossen denkt und alle Zinsen, die darin bezahlet werden, den baaren Geld-Reichthum des Staates nicht um einen Heller vermehren; daß aber dennoch alles, was mit Hülfe des Papier-Credites und Papier-Geldes produziert wird, zur Beförderung der Cultur und Civilisation gereicht und daß insbesondre alles, was dadurch real bleibend beschafft wird, den National-Reichthum wesentlich mehrt.

England besitzt nach den höchsten ministeriellen Angaben nicht über 47 Millionen Pfd. Sterl. baares Geld; als so viel es auch jährliche Staats-Einnahmen hat und doch vermochte es, nach Lord Wellington's neuester Erklärung im J. 1829 an 8 Millionen Quarter Getreide und darunter bis 4 Millionen Quarter Waizen einzuführen. *) Aus Nord-Amerika wissen wir durch nähere Mittheilung des deutschen List: wie dort durch Papier-Credit und Papier-Geld die ungeheuren Cultur-Fortschritte gemacht werden, welche den alten Continent in Er-

*) Nichts destoweniger vertheidigt L. Wellington die Korn-Bill mit dem Wunsche: daß England durch eignen inländischen Produktions-Üeberfluß sich selbst wohlfeiles Getreide verschaffe; obwohl L. King die Ohnmöglichkeit dessen und andererseits nachweist, daß in den Jahren 1782 bis 1792 bei 6 Pence Zoll p. Quarter Weizen der Wohlstand Englands forthin gewachsen sei, die Korn-Bill's aber die Frage nach englischen Fabrikaten gemindert und die Fabrikationen auf dem Continent befördert haben. L. Wellington wies übrigens hierbei nach, wie schon früher in den Prov.-Bl. geschehen, daß der Korn-Preis in London die Preise auf den nordischen Marktplätzen forthin bestimmt.

staunen setzen und zugleich in Sorge: von den Märkten der neuen Welt verdrängt zu werden. Hiernach kann man sich nicht feindlich gegen Papier=Credit erklären; wenn man nicht etwa dem alten Continent tartarische Nomaden=Wirthschaft zurückwünschen will, obwohl das Papier=Geld auch schon bis in die Tartarei gedrungen ist und in Sibirien Gold und Platina aus der Erde fördern hilft. — Hiermit sei jedoch dem Staats=Papier=Credite und unfundirten Staats=Papier=Gelde nicht das Wort geredet, laut den schreckbaren wohl bekannten Uebertreibungen: England mit 920 Privat=Banken und Nord=America betrieben ihre Geschäfte größtentheils nur mit Privat=Bank=Noten. Die neuerdings erfolgte Abschaffung der kleinen Banko=Noten unter 5 Pfund Sterl. — vertheidigt von dem berühmten Huscisson —, zeigte zwar auch von Mißbrauch. Nichts destoweniger ist so viel gewiß, daß die vielen englischen Land=Banken, so wie in Nord=America, es allein dem Landmann, wie dem Manufakturisten möglich machten, ihre Produkte nicht zu verschleudern, wie bei uns mit Herabdrückung bis unter die Produktions=Kosten geschah, in Ermangelung gleicher oder ähnlicher Credit=Anstalten; obschon in neuerer Zeit die pommersche ritterschaftliche Bank durch ihren jetzt entschiedenen guten Erfolg und Credit — so viel Gegner sie hatte — es auch bei uns beweiset, daß solche auf Privat=Eigenthum gegründete Bank=Anstalt den Gewerben vortheilhaft sei. Hat doch sogar eines der besten englischen Journale: der Edimburg=Rewiew sich gleich dem Moniteur besonders günstig für dieses Credit=Institut ausgesprochen; indem es in seiner Organisation Real=Bürgschaften darbiere, wie kein englisches Privat=Credit=Institut.

Der vorliegende Entwurf weist gleichartige begründete Real=Bürgschaft nach, gleich dem schon

früher in den Prov.-Bl. mitgetheilten Entwürfe zu einer ritterschaftlichen Privat-Bank in Schlesien. Gegen letztere trat in den Berl. Zeit. v. Knobloch als ein entschiedener und sachkundiger Vertheidiger der Staats-Schuld-Scheine und Gegner des Papier-Geldes auf. Die Zensur ließ damals den Meinungs-Kampf nicht endigen. Neuerdings erklärte jedoch v. Knobloch in der Monatschrift für Deutschland, Dezember 1829, sich auch dafür: so viel und sobald als möglich die landesherrlichen oder Staats-Papiere in Privat-Pfandbriefe umzusetzen, weil ohn-streitig Privat-Besitzungen stets bessere Pfänder und bessere Grundlagen des öffentlichen Creditcs wären, als landesherrliche Domainen und Staats-Güter; wobei hier an den in dem Prov.-Bl. schon früher theilweise gemachten Vorschlag zu erinnern ist: die Staats-Schulden auf das Rente-Capital der Grund-Steuer zu reduciren, da letztere nach dem neuesten Staats-Haushalts-Etat jährlich 9,657,000 Rthlr. beträgt und die Verzinsung der Staats-Schulden nur 7,452,000 Rthlr. — v. Knobloch sagte dabei, daß ohne Real-Fundirung der Staats-Schulden auf Privat-Eigenthum die Zinsen-Reduktion der Staats-Schulden gefährlich — obwohl ohne solche Aushülfe nöthig sei; um den ärmeren Produzenten im Volke Abgaben zu erlassen; wie jetzt in England von neuem geschieht, nachdem der Lord-Schatzkämmer mit lautem Beifall des Parlamentes erklärte: daß es sogar dieserhalb Pflicht der Regierung sei: jede Gelegenheit zu benutzen, den Zins der National-Schuld zu reduciren. —

Auf alle Fälle wird anerkannt werden müssen, daß auf Grundstücke basirte Credit-Anstalten, welche Verminderung der Real-Schulden durch Amortisation bezwecken, dem Wucher Einhalt thun und Zeit und Kosten zur Anschaffung und Erhaltung des Creditcs ersparen lassen, den Zwecken des erforderlichen Creditcs entsprechen.

Der vorliegende Entwurf hat diese Gesichtspunkte richtig aufgefaßt und dabei praktische Rücksicht auf die durch Erfahrung bewährten Reglements der schlesischen Landschaft und der pommerschen Bank genommen. Die Absicht des Entwurfes ist: Die Realhypotheken der Hauptstadt Breslau in Pfandbriefe zu verwandeln mit $4\frac{2}{3}$ pCt. Zinsfuß; wovon 4 halbjährig den Inhabern der Pfandbriefe gezahlet und $\frac{2}{3}$ pCt. zum Tilgungs-Fonds — der in 60 Jahren die ganze Schuld erledigen und zu Verwaltungs-Kosten benutzt werden soll.

Die Errichtung eines städtischen Pfand-Brief-Credit-Systemes mit Ausdehnung auf alle größeren Städte der Provinz, wurde — beiläufig zu bemerken — schon im J. 1787 von dem verstorbenen Regierungsrath Zimmermann zur Sprache gebracht.

Bei Beurtheilung solcher Entwürfe scheint es ein Haupt-Erforderniß: den hypothekarischen Credit nach den allgemeinsten Credit-Prinzipien, in 2 Haupt-Abtheilungen statt nach sogenannten Prioritäten aufzustellen. Bis zur Hälfte der Normal-Taxe von Grundstücken ist der Credit vollkommen arithmetisch und bleibend mit der andern gleich großen Werth- oder Grund-Vermögens-Hälfte gedeckt. Jeder Credit über die Hälfte übersteigt dagegen das dem Grund-Eigenthümer nach Abzug der schon creditirten Hälfte verbleibenden Real-Capital-Vermögen und kann daher nur auf Zeit als Hülfsc-Credit zulässig sein, unter unbedingter Sicherstellung der Amortisation; welche für die erste Hälfte des Tax-Werthes nicht für nöthig erachtet werden kann. Vielmehr ist es so nützlich als nothwendig, daß das Grund-Capital-Vermögen eines Landes, ohne wirkliche übertriebene Grundtheilung durch Real-Credit bis zur Hälfte mobilisiret und so unter die Kinder des Landes halbscheidig vertheilet werde. Ohne Amortisations-Zins sind daher 4 pCt. von der

ersten Hälfte als maximum angemessen, wenn man historisch und prinzipienmäßig den Ursprung der Zinsen auf diesen Normal-Zins-Fuß zurückführt. Benzenberg hat sogar nachgewiesen, daß in den Niederlanden bei solchem Zinsfuß die Gutsbesitzer sich bestens im Grundbesitz erhalten haben, weil ihre Hypotheken-Schulden bis zur Hälfte keiner Kündigung unterzogen wurden und die Guts-Besitzer nur für die Zinsen den Inhabern ihrer Hypotheken-Schuld-Briefe verhaftet waren. —

Für den Hülfss-Credit auf Zeit bis zu $\frac{2}{3}$ des Grund-Werthes oder für den sogenannten pupillarischen Hypotheken-Credit dürften dagegen wenigstens nach Antrag des Entwurfs $\frac{2}{3}$ pCt. Amortisations-Zins erforderlich und für noch höheren Credit bis etwa zu $\frac{3}{4}$ der Taxe derselbe so zu berechnen sein, daß die Amortisation binnen 20 Jahren erfolgen könne und müsse. Vorstehendes dürfte nicht nur bei dem vorliegenden Entwurfe, sondern auch bei dem gleichzeitigen zu berücksichtigen sein, welcher ohn- längst in der Staats-Zeitung von dem v. Bülow-Camerow zur Umwandlung der Land-Güter-Hypotheken in coursirende Schuld-Scheine vorgetragen worden ist; wo nicht auch bei der Credit-Anstalt, welche so eben durch die Gnade Sr. Majestät unter Staats-Garantie von $\frac{1}{2}$ Million zur Aufrechthaltung vieler oberschlesischen Bauern-Gemeinden weise ins Leben gerufen werden soll und in gleicher Art wünschenswerth wäre für die Realisation 1 Million Reluzions-Capitalien, welche in Nieder-Schlesien von Bauern noch zu zahlen sind; obwohl diesfälliger Antrag der Landstände zur Prüfung einer erbetenen Commission in dem 2ten schlesischen Landtags-Abschiede abgewiesen wurde. —

Der Einwendung, daß ein hoher Amortisations-Zins nicht aufzubringen sein dürfte, steht wenigstens die leidige Erfahrung gegenüber, daß Grund-Eigen-

thümer in jetziger Zeit, wenn sie auch eine ihren Real-Schulden-Zins doppelt und mehrfach übersteigende Rente haben, dennoch gekündigte Capitalien nicht zahlen können. —

Da in Breslau jetzt nach der vorliegenden Schrift schon 150 Subhastationen im Gange sind und mit der ohne Gegenhülfe unausbleiblichen Vermehrung der Subhastationen die Kaufwerthe der Häuser in Breslau noch mehr fallen müssen, obwohl sie bis auf $\frac{2}{3}$ und theilweise schon bis zur Hälfte des Tax-Werthes gefallen sind, so dürfte den weisen Vätern der Stadt jetzt kein wichtigerer Gegenstand des allgemeinen Stadtwohles vorliegen, als die Prüfung des vorliegenden Entwurfes einer Credit-Anstalt *salvo meliori*.

Offenbar ist die erfolgte Verschmelzung der sonstigen vielen Jurisdiktionen in dem Stadt-Gerichte eine günstige Vorbereitung für solches Credit-Institut. Daß dasselbe abweichend von den landschaftlichen Credit-Systemen, auch baare Darleihen ohne Pfandbriefe um 5 pCt. geben solle, scheint nicht motivirt genug, um den Credit der Anstalt einfach zu bewahren; dagegen der Antrag zur Ausfertigung von Credit-Scheinen auf Höhe von 200,000 Rthlr. nach Art der pommerschen Bank-Scheine dem Zwecke ganz entsprechend; nur nicht zu 15 Sgr., sondern etwa zu 2 und 4 Rthlr., um nicht in den Fehler zu kleiner Banko-Noten zu gerathen; weßhalb auch Pfandbriefe unter 50 Rthlr., wie zu 10 u. 20 Rthlr. vorgeschlagen wurden, nicht rathsam sein dürfte, da sie kaum die Kosten der Fertigung, Eintragung und Zins-Abstempelung tragen dürften; zumal, wenn letztere vierteljährig erfolgte, wie für das städtische Credit-Institut mit Rücksicht auf vierteljährige Miethen zweckmäßiger als halbjährige sein möchte.

Daß von den Pfandbrief-Schuldnern, die keinen Amortisations-Zins zahlen, ein Quittungs-Groschen

zur Bestreitung der Administrationskosten genommen werde, versteht sich von selbst. Er wird aber geringer wie bei den landschaftlichen Credit-Systemen sein dürfen, da die Systems-Beamten in der Stadt keine Reisekosten und auch keine hohe Diäten zu liquidiren nöthig haben; so wie auch die Taxationskosten nur gering sein können; zumal die Häuser-Taxen schon in den Feuer- Societäts-Taxen gegeben sind.

Was im Entwurf über Verwaltung des Instituts und auch insbesondre über Administration der Grundstücke gesagt ist, scheint vorsorglich erschöpfend zu sein. Dagegen bedenklich: die gekündigten Pfandbriefe von Seiten der Schuldner nur durch Pfandbriefe gleichen Betrages ablösen zu lassen, wenn nicht, wie durch das Posener Landschafts-Reglement, die Agiotage limitirt wird. Die vorgeschlagene theilweise Abschreibung amortisirter Pfandbriefe dürfte zu umständlich und kostspielig sein und dem Schulden-Eiligungs-Zweck über die Hälfte des Grundwerthes nicht entsprechen, sondern eine alljährliche Bekanntmachung der amortisirten Summen mit Verhältniß-Angabe der noch zu amortisirenden für den Zweck des Credites pro rata genügen.

Zuviel Künstelei ist bei solchen Instituten zu vermeiden. Der Unterzeichnete stellte vor 5 Jahren in der Vaireuther Zeitung eine Parallele zwischen dem schlesischen landschaftlichen Credit-Systeme und dem damals in Baiern verfaßten gleichnamigen an und zeigte dabei, daß die Verkünstelung des letzteren dasselbe schwerlich zum Ziele führen dürfte, wie auch bis jetzt mit gewünschtem Erfolge nicht geschah. Dagegen beweisen die neuen Posener und Warschauer landschaftl. Credit-Systeme durch ihre Erfolge die Nutz-Anwendung der Erfahrungen bei uns. Die correlative Berechtigung der Hypotheken-Schuldner und Gläubiger der Rittergüter im K. Polen, bis zur Hälfte der landschaftlichen Taxe auf Umschreibung der Hypotheken in Pfandbriefe antragen zu dürfen, ist wenigstens eine bessere Maß-

regel als General- und Special-Moratorien und ohnstreitig ein mächtiger Hebel zur Bildung solcher Real-Credit-Institute; zumal in einer Zeit, wo Zinsen-Reduktionen auch unter 4 pCt. an der Tages-Ordnung sind.

Der von dem für Wohlfahrts-Beförderung in Breslau eifrigen Verfasser des Entwurfes mit demselben verbundene Vorschlag zur Verbesserung des Breslauer Theaters wird aber wohl als etwas fremdartig von dem Hauptvorschlage zu trennen und noch auf andre Weise zu erzielen sein. Lüttwitz.

Dem ehrenvollen Andenken des am 15. Mai 1820 selig vollendeten Herrn Ernst August Gottshilf Scheurich, Pastor prim. und Schulens-Inspectors(S) zu Neumarkt, mit wehmuthsvoller Bruderliebe geweiht von Johann Traugott Jacobi, Pastor sekundarius. Breslau gedr. bei Graß, Barth u. Comp. 16 S. 8.

Wir haben die kleine Schrift mit der herzlichsten Theilnahme gelesen und rechnen sie in jeder Beziehung zu den erfreulichen Zeiterscheinungen. — 26 Jahre, nemlich von 1804 bis 1830 waren dersel. Scheurich und Jacobi Collegien und wahre, herzliche Brüder und Freunde. Sie hatten Beide unmittelbar nach einander in Halle studirt, sich an dieselben Lehrer, Nößelt, Knapp, Niemeier, Eberhard, Maß, Jakob, Wolf angeschlossen und mit diesen Männern in einem näheren Umgange gestanden. Sie waren Beide, späterhin in einem und demselben Hause Erzieher gewesen und bald nach einander zu derselben Gemeinde als Lehrer berufen worden. Von diesem collegialischen Leben nun entwirft uns J. im Vorworte ein gar liebliches Bild. Es heißt da: „Wir waren Eins mit einander in unsrer theologischen Ansicht, in unsrer Amtsführung, in unsrer Gesinnung, in unserm literarischen Interesse, in dem regen Eifer unsrer Fortbildung und

in unsrer Erquickung durch schöne Wissenschaften und Künste. Der leidige Wechsel, unter welchem wir so manchen unsrer frühern Bekannten in einer durch die grellsten Gegensätze der Glaubensansicht merkwürdigen Zeit dahin schwanken und die Finsterniß mehr lieben sahen, als das Licht, berührte uns nicht. Uns blieb Licht und Wärme in der Christuslehre, in der Erkenntniß, wie in dem Bekenntniß und in der Predigt derselben das Höchste, welches wir fest und immer fester hielten und Wahrheit in der Liebe das unterscheidende Merkmal alles wahren Christenthums. Indem wir so mit einander in Einem Geist und Sinn arbeiteten, mit gleicher Sorgfalt und gleichem Eifer das Wort des Glaubens verkündigten, genossen wir auch Beide eine ungetheilte Liebe und Achtung unsrer werthen Gemeinde. Einer freute sich über den Andern, wenn sein Vortrag erbaute und die Gemeinde erkannte diejenigen, die an ihr arbeiteten, mit Liebe und Dank." — Wir glauben daher dem J. gern, daß der schnelle und unerwartete Heimgang seines lieben Collegen sein Herz tief erschüttern mußte und daß es für ihn eine sehr schwere Aufgabe war, der Parentator des Vollendeten seyn zu müssen. Wir wissen nicht, wer durch das ehrenvolle Andenken ic. mehr geehrt ist, der Heimgegangene oder der Zurückgebliebene. Beide haben sich durch ihre treue Bruderliebe, durch den Einklang ihrer Herzen, durch ihr freudiges, neidloses Zusammenwirken im Leben, ein schönes, ehrendes Denkmal gestiftet. —

Obgleich die kleine Schrift schon an und für sich, durch ihren Inhalt, sowohl in dem interessanten Vorworte, als in der gefühlvollen und herzlichen Rede alle Empfehlung verdient, so wollen wir sie doch allen theilnehmenden, christlichen Menschen-

freunden, insonderheit den Geistlichen der Provinz; noch besonders empfehlen, weil sie zum Besten der Wittwe und ihrer sechs unerzogenen Kinder erschienen ist. —

Möge der Herr dem würdigen J. wieder einen Collegen und der Kirchgemeinde einen Lehrer zuführen, durch den das durch Sch.'s Tod zerrissene schöne Band wieder geknüpft werden kann zur Freude und zum Segen Aller! —

An den Recensenten meines Leitfadens beim Unterrichte der Buchstabenrechnung und niedern Algebra. (Siehe: Provinzialblätter des Monats Mai d. J.)

Geehrter Herr Recensent. Ich halte es eines Mannes würdig, gerechten Tadel ruhig zu ertragen und sich durch ihn bessern zu lassen, aber eben so sehr halte ich es für seine Pflicht, den ungerechten von sich abzuweisen. — Sie haben Ihre Recension mit der Folgerung geschlossen: das Buch könne wohl von mir, insofern im mündlichen Vortrage seine Mängel berichtet würden, mit Nutzen gebraucht werden; andern Lehrern könne es aber wegen der gerügten und andern Mängeln nicht empfohlen werden. Wenn ein Buch Mängel enthält und es unnöthig ist, alle anzuführen, um das Urtheil, es sei nicht zu empfehlen, zu begründen; so werden doch wohl von einem Recensenten ganz gewiß diejenigen vollwichtigen herausgehoben werden, welche die Anführung der übrigen überflüssig machen und welche sein Urtheil zur Genüge rechtfertigen. In der Voraussetzung, daß dieses Verfahren von Ihnen, einem gewiß sehr gründlichen Mathematiker und gerechten Richter (nach der Meiene, die Sie annehmen, sollte man Sie dafür wenigstens halten) befolgt worden ist, erlaube ich mir, Ihnen mit geziemender Bescheidenheit Folgendes entgegenzustellen.

Eine unverzeihliche Inkonsequenz nennen Sie es, daß die Decimalbrüche am Ende des Werkchens abgehandelt werden, nachdem bereits in mehreren Kapiteln davon Gebrauch gemacht worden. — Ich muß mich sehr wundern, wie Sie es, bei der so sehr genauen Kenntnißnahme des Buches, haben übersehen können, daß sich die Lehre von den Decimal- und Kettenbrüchen auf einigen von dem Buche selbst abgesonderten Blättern, welche die aus großen Buchstaben bestehende Ueberschrift „Anhang“ führen, befindet. Das Beste von den Menschen zu denken gewohnt, kann ich mich nur schwer entschließen, anzunehmen, daß Sie das eben Angeführte gesehen und absichtlich verschwiegen haben. Ich habe die Decimalbrüche am Ende meines Werkchens abgehandelt, nicht als in meinem Lehrgebäude dahin gehörig, sondern als Anhang für den doch nicht gerade unmöglichen Fall, daß sich dieses Leitfadens ein Lehrer bedienen wollte, der nicht, wie ich, die Decimalbrüche beim Unterrichte in der Buchstabenrechnung voraussetzt.

Die in den §§. 5, 6, 17, 20, 27, 32 und 29 aufgefundenen Mängel sind, wenn Sie auch überall Recht hätten, nicht erheblich; man kann sie in anerkannt guten Büchern auffinden. — Was Sie über die §§. 12 und 13 sagen, beweiset, daß Sie durchaus tabeln wollten. — Daß die entgegengesetzten Größen keinen eigentlichen Unterschied zwischen der Buchstaben- und Zifferrechnung begründen können, gebe ich gern zu. Nur ein Uebelwollender konnte auf diese herausgehobenen Mängel (da der die Decimalbrüche betreffende Vorwurf ganz wegfällt) die Behauptung gründen, die Sie gegründet haben. Es wird nach diesem Leitfaden außer am Gleiwitzer Gymnasium von mir und einem meiner Collegen, auch noch an zwei andern in Schlesien gelehrt und ich kann nicht glauben, daß letzteres geschehen würde,

wenn das Buch nicht eben so brauchbar wäre, als andere, in denen derselbe Gegenstand abgehandelt wird und die in dem Rufe der Brauchbarkeit stehen. Um Ihnen zu zeigen, daß ich für meine schriftstellerischen Versuche nicht blind eingenommen bin, sage ich Ihnen hiermit, daß ich in diesem Leitfaden, seit ich ihn gebrauche, bedeutendere Mängel, als die von Ihnen angeführten, gefunden habe, die ihn aber auch noch keinesweges zu einem von andern Lehrern mit Nutzen nicht zu gebrauchenden herabsetzen. Es wird mir zur größten Freude gereichen, bei einer zweiten Auflage dieses Buches, wenn ich sie erleben sollte, den Beweis zu liefern, daß ich erkannte Mängel nachsichtslos vernichte und nach dem Bessern unablässig strebe. Bis dahin und für jeden andern frühern Fall, empfehle ich mich Ihnen zur bessern Bekanntschaft.

Gleiwitz den 13ten Juni 1830.

H. A. Brettner,

Antwort des Recensenten.

In der vorstehend angegriffenen Recension konnte es auf Persönlichkeiten nicht abgesehen seyn, indem der Verfasser dem Recensenten dem Namen nach wohl, jedoch nicht persönlich bekannt ist. Recensent hatte bei der Abfassung der Beurtheilung der geometrischen Schriften das gewissenhafte Bestreben zu loben, was zu loben ist und zu tadeln, was Tadel verdient. Die aus großen Buchstaben bestehende Ueberschrift „Anhang“ hat Rec. weder übersehen, noch diese dem Buche gegebene Zugabe absichtlich verschwiegen. Er konnte jedoch darin die gerügte Inconsequenz nicht als behoben ansehen, indem er mit dem Verfasser nicht glauben mag, daß es, bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaft, irgend einem Lehrer einfallen werde, auf Schulen oder Gymnasien die Buchstabenrechnung und Algebra mit Inbegriff der qua-

dratischen Gleichungen gründlich durchzuführen zu wollen, ohne die Lehre von den Decimalbrüchen vor auszusetzen. Ja sollte ein Lehrer auf den Gedanken kommen, auf Gymnasien die genannte Wissenschaft in der angegebenen Art und in der größten Allgemeinheit, unabhängig von jedem Zahlensysteme vorzutragen zu wollen: und sollte er seinen Zweck wirklich erreicht sehen, so würde er, bei dem Uebergange zur Anwendung auf ein bestimmtes Zahlensystem, gewiß der Brettner'schen Darstellung der Decimalbrüche nicht bedürfen und sie auch nicht gebrauchen können, weil für so unterrichtete Schüler eine ganz andere Behandlungsweise erforderlich sein würde. Ein Lehrer, der solches bei seinen Schülern zu leisten vermag, müßte sich selbst einen seinem Systeme anpassenden Leitfaden entwerfen; er könnte sich nicht in ein anderes, dem seinigen heterogenes System einzwängen. Die aus den §§. 5, 9, 17 u. gerügten Mängel können, wenn es anders, wie der Verf. zugeben scheint, Mängel sind, nicht aufhören es zu bleiben, wenn sich auch dieser oder jener derselben in einem anerkannt guten Buche auffinden ließe, denn schwerlich dürften alle zugleich in einem für gut anerkannten Buche zu finden seyn. Es muß sonach den Rec. befremden, wie Brettner, „das Beste von dem Menschen zu denken gewohnt,“ denjenigen für einen Uebelwollenden halten kann, welcher ein mangelfreies Werk einem Mängel enthaltenden Buche vorzieht. Es soll dem Rec. gewiß zur größten Freude gereichen, wenn er bei einer zweiten Auflage dieses Buches, falls er solche erleben sollte, sich veranlaßt finden könnte, auch dem Verf. den Beweis zu liefern, daß er wahrhaft brauchbare Werke als brauchbar erkennt und daß ihn bei der in Rede stehenden Recension weder Tadelsucht noch Uebelwollen geleitet hat.

Bemerkungen

über des Herrn Wilh. Wackernagel Anzeige meiner Schrift: Ueber den Glauben an Zauberei in den letztverflossenen vier Jahrhunderten.

Liter. Beil. zu den Prov. Blätt. May 1830.
Seite 218 — 235.

Mein Versuch, die beispiellose Ausschweifung des Zauberglaubens in den letzten vier Jahrhunderten zu erklären, beruht kürzlich auf folgenden Betrachtungen.

Die Inquisition, bereits im 13ten und 14ten Jahrhundert ausnehmend thätig, ergriff den Dämonen- und Zauberglauben ihrer Zeit, oder ließ sich von demselben ergreifen, und entfernte sich dadurch von der älteren aufgeklärteren Kirchenlehre, indem sie als Glaubensartikel annahm, und als Thatsache bei ihren Untersuchungen voraussetzte, was früher als unchristlicher Aberglaube von der Kirche verworfen und verboten worden war. Diese unglückliche Veränderung der Lehre scheint mir bisher nicht genug beachtet worden zu sein. Sie steigerte den alten Wahn zu einer Geisteskrankheit von eigenthümlicher Bösartigkeit.

Es ist also durchaus nicht davon die Rede, daß im 13ten und 14ten Jahrhunderte noch keine, oder nur geringe Spuren des im 15ten ausgebildeten Wahnes vorhanden gewesen, oder gar etwa davon, daß es nicht vor diesem längst vielerlei abergläubische Vorstellungen gegeben habe, und der Zweck meiner Schrift ist keinesweges der vom Herrn Recensenten angegebene, darzuthun: daß der Glaube an Zauberei, wie wir ihn in den letzten vier Jahrhunderten gestaltet, und über ganz Europa verbreitet sehen, von den Inquisitoren aus dem römischen Alterthum herübergeleitet, und von ihnen erfunden; S. 219. daß der Aberglaube der Griechen und Äbmer durch das Medium lateinischer Inquisitoren übergeleitet worden sei. S. 227—228. Eben so unrichtig ist mir die Voraussetzung untergelegt: daß im 14ten und 13ten Jahr-

hundert nur geringe Spuren jenes Glaubens und vor dieser Zeit gar keine vorhanden gewesen wären. Herr Recensent hat indeß aus dieser unrichtigen Voraussetzung Anlaß genommen, mancherlei Aberglauben aus früherer und frühester Zeit anzuführen, als Belag einer der meinigen entgegengesetzten Ansicht. Ich habe aber nie in Zweifel gestellt, daß in älteren und ältesten Zeiten vielerlei abergläubische Practiken getrieben worden sind. Die Ausdrücke des Franziscaners Berthold S. 224. die mit des tiuvels gespenste umb gent. — Ez si wip oder man, die mit zouber und mit lüppe umb gent — entsprechen ganz der Vorstellung des von mir angeführten Schwabenspiegels: Es sey frawe oder man, die mit zawher oder mit dem tewfel umgehen, das sy yu mit worten zu yu laden, oder suste mit ym umhgang. Dagegen findet man eine Verfolgung des weiblichen Geschlechts in Masse, wie sie das 15te, 16te und 17te Jahrhundert zeigt, Heren-Orgien, wie die, mit denen diese Jahrhunderte im Kampfe liegen, aus allem Früheren, meiner Meinung nach, nicht heraus.

Indem Herr Recensent ferner den ganzen Aberglauben des christlichen Mittelalters auf den vom Christenthum verdrängten heidnischen Glauben der Völker zurückbezieht; beruft er sich zur festeren Begründung dieser Ansicht auf eine Zusammenstellung alles bis in die ältesten Zeiten hinein auf Zauberrei und auf den Glauben daran bezüglichen, was die Gesetzbücher, die Beschlüsse der Concilien und Synoden, die fränkischen Capitularien, die geistlichen und profanen Geschichten enthalten S. 227. Dazu kommen noch die deutschen Rechtsalterthümer, S. 231. und in der Note S. 229 alle hieher gehörige Schriften. Demungeachtet wird bald nachher S. 227 der bekannte *indiculus superstitionum et paganiarum* für hinlänglich gehalten, um den Gegenstand in seinen Beziehungen zum Heidenthum aufs vollständigste zu entwickeln. Dies ist, wie man sieht, zu gleicher Zeit sehr viel und sehr wenig verlangt. Auch das Judenthum und die dem Mittelalter eigenthümliche Dämonologie dürfte nicht ganz aus der Sache gelassen

werden könnten. Das Wahre ist, daß ich mich ganz eigentlich mit den Beziehungen zum Heidenthum beschäftigt habe, und daß der Leser der Anzeige in Irrthum gesetzt ist, wenn er sonach glaubt, daß das nicht der Fall sei. Grimms Forschungen scheinen mir für den vorliegenden Zweck kein Ergebnis zu enthalten. Es kommt nicht darauf an, Einzelheiten, die bis ins Unendliche vermehrt werden könnten, Stellen aus griechischen und römischen Classikern, welche im Allgemeinen ohnedem wohl für bekannt anzusehen sind, oder gar Dinge zusammenzustellen, welche nicht im mindesten zur Sache gehören, wie z. B. die Heiligkeit der Thorschwellen, das Abschneiden des Rockschooßes, um einen Beweis statt der Pfändung zu haben, Saul und David in der Höhle und dergl. Daß übrigens, jener Ableitungen aus dem Heidenthum ungeachtet, doch an keine Entlehnung gedacht werden, sondern der zauberische Gebrauch dennoch an allen Orten einheimisch sein soll, S. 230., weiß ich nicht zu vereinbaren.

Es scheint mir allerdings, daß die Inquisitoren durch das Lesen der römischen Dichter noch tiefer in den Aberglauben hineingerathen sind. So bezieht sich, außer dem, was ich angeführt habe, der Eine belagsweise auf eine Stelle in Ovid's Büchern der Liebe, ohne diese zu nennen, um nach seiner Andeutung nicht zu deren Auffuchung zu veranlassen. Damit ist aber nicht gesagt: daß der Aberglaube der Griechen und Römer nur durch das Medium lateingelehrter Inquisitoren auf das 15te oder 16te Jahrhundert übergetragen worden, und daß in der Zwischenzeit nichts von solchem Aberglauben vorhanden gewesen sei.

Inzwischen giebt Herr Wackernagel S. 227. das Resultat aller, etwas Bezügliches enthaltenden Schriften dahin an: „Da führen nicht zweifelhafte Spuren, sondern deutliche sichere Wege den ganzen (?) Aberglauben des christlichen Mittelalters auf den vom Christenthum verdrängten heidnischen Glauben der Völker zurück, und es zeigt sich, daß all jene Zaubereien und zauberischen Gebräuche, jene Segnungen und Beschwörungen Ueberbleibsel der alten Religion und der neuen bald mehr, bald minder assimilirt und auf sie

übertragen, aber nicht aus derselben, selbst nicht aus ihrer verderblichsten Gestalt hervorgegangen sind, daß also die geistliche und weltliche Obrigkeit ganz Recht hatte, wenn sie das Zauberwesen als heidnisch betrachtete, und verwerflich fand." Dieses Resultat ist unklar. Es fragt sich nemlich: hat die Obrigkeit den Glauben an das Zauberwesen verwerflich gefunden? Das wäre nicht wahr. Oder hat sie das Zauberwesen geglaubt, und als Thatsache bestraft? Dann hatte sie doch wohl nicht ganz Recht.

Mit der aus Hoffmanns Monatschrift von und für Schlessien December 1829. S. 753. angeführten Handschrift verhält es sich nach Inhalt dieser Monatschrift folgendergestalt. Es sind drei Abschriften auf der hiesigen Königlichen und Universitäts-Bibliothek vorhanden. Dieses Buch ist zu Ehren eines Herzogs von Oesterreich (entweder Albrechts IV. oder V., welcher letztere nachher, als Albrecht II. 1437, deutscher Kaiser ward) geschrieben. Herr Professor Hoffmann sagt: „Diesen Zusatz“ — nemlich (und die uff den brockissberg varen) — „haben die beiden andern Handschriften, er ist auch gewiß nur aus Versehen in der ersten ausgelassen worden. Also doch schon eine frühe Spur von dem Glauben an die Hexenfahrt in der ersten Wainacht auf den Blocksberg. Daß man im XV. Jahrhunderte nicht überall davon wußte, beweist die dritte jüngere Handschrift durch ihren Zusatz: als sy sprechin.“

Das letztere glaube ich sonach auch. Die Vermuthung aber, als beruhe die Auslassung in der ersten Handschrift nur auf einem Versehen, theile ich nicht. Nach meiner Meinung hätte diese Verschiedenheit der Handschriften nicht verschwiegen werden sollen, und der Beweis ist nicht geführt: daß der Glaube an die Hexen-Versammlungen auf dem Brocken bereits im Anfange des 15ten Jahrhunderts gäng und gäbe gewesen sei.

Das angeführte, bisher noch ungedruckte Gedicht des Stricker enthält kürzlich folgendes. Ein weiblicher Unhold reitet auf einem Kalbe, oder auf einem Besen, oder auf einer Ofengabel und dergl. nach Halle über

Berg und Thal durch die Luft (?) nach Salz; oder schneidet einem Manne das Herz aus. Der Dichter spottet aber dessen sehr launig, erklärt alles für erlogene Märe, und geht darauf über, den unredlichen Herren-Dienern zu sagen, daß sie die wahren Unholde wären, welche ihre Herren zu Grunde richteten, und Herz und Blut aussaugten. In späterer Zeit hätte ihm der Scherz übel bekommen können, da man die Prediger von der Kanzel ins Gefängnis wies, wenn sie solche Zweifler waren, und da man nicht, wie Stricker an giebt, weit und breit herumzureisen brauchte, um zu erfahren, was ein Unhold sei, sondern böse Geister mit der Suppe einschlürfte, wie Fliegen. (S. 20. meiner Schrift.) Wie weit also das, was dieser sagt, von den Vorstellungen des 15ten Jahrhunderts noch abliegt, fällt in die Augen.

Und am Ende zugegeben, daß man seit lange her geglaubt habe, daß die Hexen jährlich in der Walpurgis-Nacht ein Fest feiern; so ist doch zwischen einem solchen, zumal bestrittenen, Volksglauben und der wirklichen Bezüchtigung und Folterung von zahllosen Individuen, als wirklicher Theilnehmer, eine große Kluft. Die Bemerkung S. 227., daß die Ausdrücke: *garminari* und *germinod* einer viel zu frühen Zeit angehörten, und zu sehr vereinzelt da ständen, als daß ihr lateinischer Ursprung meine Ansicht bewahrheiten könnte; bitte ich so zu verstehn: daß dieser Glossarien-Fund nicht mir zugehört, und daß ich dadurch also auch nichts habe bewahrheiten wollen.

Dagegen erwähnt Herr Recensent andre Dinge auf eine Weise, welche den Leser durchaus nicht vermuthen läßt, daß ich von eben denselben gesprochen habe, z. B. des XII. Tafelgesetzes; Ovid's *fast.* VI.; und daß *strega* italienisch eine Hexe bedeutet, der Zauberbilder. S. 222. 229—230. Ich habe bestimmter angegeben, wie sich die Zauberbilder seit dem 13ten Jahrhundert von den Arabern aus Spanien nach Frankreich, Deutschland, Italien und England verbreitet haben; daß sie in gleicher Form bei den alten Römern vorkommen, und daß die Uebereinstimmung von daher, (keinesweges, wie Herr Recensent S. 230.

äußert, auffallend) sondern nicht weiter zweifelhaft ist. Das Gedicht vom fahrenden Schüler macht die Sache nicht anders, und auf den späteren Weier, welcher in der Anzeige ebenfalls mehrmals so angeführt ist, als ob er mir unbekannt geblieben, kommt es weniger an. Es bestätigt sich auch hier die Unrichtigkeit der Angabe: als ob ich an den Inquisitoren des 15ten Jahrhunderts das Unrecht begangen hätte, sie zu beschuldigen, daß sie den Glauben ihrer Zeit erfunden, aus dem römischen Alterthum übergetragen, und in der neuen Heimat geltend gemacht hätten.

Was die Etymologie von *Hexe* betrifft, so habe ich die Ableitung aus dem Spanischen, wie auch die von Herrn Recensenten ausgehobene Stelle zeigt, nur als eine Vermuthung gegeben, auf die man gerathen könne. Ich habe auch der Wörter *hezze* und *hecse* aus alten Handschriften erwähnt, und mein Bedenken angedeutet. Jetzt tritt nach der Note S. 223. der Anzeige *hezessa* zu. Die Uebersetzung des *Saducismus triumphatus* von 1701. habe ich nicht gelesen, und ich lasse dahin gestellt, wie weit meine Ansicht mit der des Uebersetzers zusammentrifft. Uebrigens habe ich zugleich die römische Wurzel des spanischen Wortes nachgewiesen, eine Sache, welche bei etymologischen Prüfungen ähnlicher Wörter verschiedener Sprachen im Allgemeinen nicht außer Acht zu lassen ist.

Das Wort *Zauber* dagegen ist schon in den Malbergischen Glossen des salischen Gesetzes zu entdecken. (*Toverbus*, *Zauberbuße*, *Gesch.* und *Ausl. des sal. Ges.* und der *Malb. Glossen* von *Wiarda*.)

Ganz unerwartet nun springt Herr Backernagel zum Schluß von der ganzen Richtung der vorliegenden Untersuchung ab, und stellt aller historischen Prüfung eine Ansicht entgegen, welche von so practischer Art ist, daß, wenn sie sich allgemein geltend machen sollte, ich mich unvermuthet in dem Falle befinden würde, die von mir angestellten Betrachtungen für ein Zeitbedürfnis anzusehen. Er sagt nemlich, unter Berufung auf Kieser's System des Tellurismus:

„Eigentlich kommt es nur auf eine richtige physiologische und psychologische Ansicht des Zauberwesens an, um auch ohne Hülfe historischer

Beweise der Meinung des Verf. (welcher?) die Bestimmung zu versagen. Ueberzeugen wir uns von der Unhaltbarkeit der gewöhnlichen Meinung, die in den Erzählungen der Hexen nicht deren eigene Phantasie, sondern die ihnen angefolterte ihrer Richter und in allem, was man von ihren Zaubereien berichtet, nur Lüge und Einbildung der Berichterstatter erblickt, überzeugen wir uns im Gegentheil davon, daß die einzig wahre Erklärung der ganzen noch jetzt nicht vorübergegangenen Erscheinung im Tellurismus zu suchen, daß also der Zustand der Hexen ein somnambuler und manche ihrer Zaubereien eine wahre magnetische Wirkung gewesen sei: „(also kein Ueberbleibsel aus dem Heidenthum, das die Obrigkeit mit Recht als heidnisch betrachtete und verwerflich fand? —)“ so geht daraus die andere Ueberzeugung hervor, daß der Anfangspunct jenes Wesens nicht innerhalb der Grenzen, noch weniger aber am Ende des Mittelalters angenommen, sondern allein mit der Schöpfung des Menschen identisch gesetzt werden dürfe. Nun, so hat es denn wohl schon im Paradiese, oder wenigstens bald nach dem Sündenfalle Hexen gegeben.

Merkwürdigerweise wird, um zu jener Ansicht auch ohne Hülfe historischer Beweise zu gelangen, dennoch eine historische Vorbedingung gemacht, nemlich: daß man die Meinung, als wären die Angaben der Hexen ihnen angefoltert worden, als unhaltbar verwerfen, und dagegen annehmen müsse, daß ihr Zustand ein somnambuler gewesen sei.

Gleich darauf wird auch wieder geäußert, daß diese Forderung historisch begründet sei. Ich finde dieses nicht; wohl aber hat sie tausend himmelschreiende Thatsachen gegen sich.

Ich kann demnach der physiologischen und psychologischen Ansicht nicht sein: daß die Ansteckung von Traumvisionen, die körperliche Darstellung der Waalzeichen des vermeintlichen Teufels, so wie der Wundmaale Christi, Unempfindlichkeit gegen die Qualen und Martern der Tortur, vermöge magischer Formeln,

heimlich ausgesprochen oder auf kleine Zettel geschrieben, das Hervorbringen magischer Wirkung, selbst durch die Kraft des Blickes, oder des bloßen Willens, vermöge centrifugaler handelnder Richtung des gesteigerten Nachtlebens, in dem tellurischen Leben begründet sei; daß es auf der höchsten Potenz der Kraft aller Elemente zu widerstreben vermöge, welcher richtige Sinn der Feuer- und Wasserprobe zu Grunde liege, u. s. w. Kieser. Band II. S. 93 — 95.

Es wird nicht am unrechten Orte sein, darauf zu verweisen, daß nach S. 50. meiner Schrift in jeder Untersuchung, wenn erst andere Geständnisse gemacht worden, von Amtswegen nachgeforscht werden sollte: ob Unzucht mit dem Teufel getrieben worden? Ich habe mich enthalten, über die Art und Weise der Peinigungen näheres anzugeben, weil dergleichen Dinge zu grauslich sind, und beziehe mich beispielsweise auf das, was ich Seite 95. — 98. mitgetheilt habe, wo die bereits gemarterte um Gottes Willen bittet, sie bald hinzurichten, und nur nicht mehr zu martern; sie wisse nichts mehr: dennoch per decretum eine nochmalige semiplene Tortur verfügt wird, um sie noch über einige Umstände und die Personen der Spielleute und Mittänzer zu befragen, da sie denn auch mehrere nennt, und diese nachher wahrscheinlich eben so somnambul gemacht worden sind, wie die Arme, welche man nun hinrichtete.

So viel geht übrigens aus den Berichten des Dominicaners Nider hervor, daß die vermeintliche Realität der Erscheinungen im 15ten Jahrhundert wirkliche Geisteszerrüttungen zuwege brachte.

S. 21. meiner Schrift.

Sch o l z.